Erzählungen

für

meine Söhne.

Von

J. S. Ebersberg.

VIII. Bändchen.

RUDOLF HEGER
Buchhandlung u. Antiquariat
WIEN
WOLLZEILE 2.

Erzählungen

für meine Söhne.

Ausgewählte Sammlung

der

moralischen Geschichten und Novellen

von

J. S. Ebersberg.

In acht Bändchen.

Achtes Bändchen.

Wien, 1835.

Auf Kosten des Verfassers

gedruckt bei J. P. Sollinger.

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/erzhlungenfrmein81eber

RBR
Jantz
1035
Bdchn. 8

Vor allem sei gehorsam, jeder Pflicht getreu.

Cajetan Sternau hatte leider in jenen Jahren den Vater verloren, in welchen man dessen Leitung am Nöthigsten braucht. Es sind dieß die Jahre des heranreifenden Jünglings. Dem männlichen Alter eben so nahe, wie an Gesinnungen und an Erfahrung davon entfernt, reißt sie ihr glühendes Jugendfeuer oft zu Thorheiten hin, die schädlich für ihre ganze Zukunft wirken. Nie im Leben haben wir eine herrschende Gewalt außer uns nöthiger; aber nie ist auch das Verlangen, sich ihr zu entziehen, größer und heftiger. In solcher Zeit sind leider oft die Worte einer liebenden Mutter zu tauben Ohren gesprochen. Dieses Los traf auch Cajetan's Mutter. Obwohl er sie liebte, so glaubte er sich doch in der, seinem Alter so eigenen Anmaßung ihren Ermahnungen weit überlegen und dachte, es seinem männlichen Charakter schuldig zu sein, willkürlich in Allem zu handeln. Vergebens flossen Angela's Thränen. Cajetan bereute zwar Anfangs, Ursache der mütterlichen Betrübniß zu sein; folgte jedoch bald wieder seinem unbändigen Wesen und hielt sich für klug genug, sich selbst vor Schaden zu hüten.

Als Sternau auf die Universität gezogen war, fanden sich bald junge Leute ein, welche ähnliche Gesinnungen hegten. Dieser Umgang hatte auf sein Herz und seinen Geist den nachtheiligsten Einfluß. Seiner Talente ungeachtet, vernachlässigte er das Gründliche der Wissenschaften, und, über viele Zweige derselben oberflächlich belehrt, steigerte er die hohe Meinung, welche er von sich hatte, bis auf den unerträglichsten Grad frecher Anmaßung. Seine Denkart war mit nichts weniger als mit der ersten Pflicht eines werdenden Staatsbürgers, mit dem Gehorsam, vertraut. Sein Ton und Benehmen wurde immer anstößiger; und so ging die Langmuth seiner Vorgesetzten zu Ende. Diese glaubten, es den übrigen Studenten schuldig zu sein, sie von einem so schädlichen Umgang zu befreien. Sternau erhielt aus Schonung für seine Mutter die ernstliche Weisung, die Universität freiwillig zu verlassen, widrigen Falles man ihn öffentlich und mit der ganzen Strenge des Gesetzes von derselben zu entfernen verpflichtet sein würde.

Sternau hatte noch jüngere Geschwister, welchen die Schmach, die ihn getroffen, nicht unbekannt bleiben konnte. »Ich hatte gehofft, daß du an ihnen Vaterstelle vertreten würdest!« sprach seine Mutter im wehmüthigen Tone. Mehr konnte sie nicht sagen; denn ihr Herz war von Kränkung zerrissen. Weniger Reue, als Wuth hatte sich aber ihres Sohnes bemächtigt. Kaum war er wieder zur Besinnung gekommen, so brach er in Verwün-

schungen über die Vorgesetzten und über sein Schicksal aus. Alles hatte Schuld an der Demüthigung, die er erlitten, — und nur in sich allein konnte er keine Veranlassung finden.

Vergebens war Angela's Bemühen, ihn zu einer richtigen Ansicht über die bisherige Lebensweise zurückzuführen, ihn für nützliche Beschäftigung, für einen festen Stand zu gewinnen. Einer schien seinem Stolz zu gering, der andere seiner Kraft zu beschwerlich. So zog er es vor, ein müßiges und zweckloses Leben zu führen.

Es ist nicht möglich, bei einer unthätigen Lebensart zufrieden zu sein. Nichts ist mehr wahr, als die Behauptung, daß der größte Theil der Mißvergnügten aus Faulheit und Arbeitsscheu entspringt. Die Schuld, daß Sternau keine Anstellung finden konnte, schob er auf die Verfassung seines Staates. Ja, er wagte es sogar, über Maßregeln und Einrichtungen desselben, deren Beurtheilung weit über seine Einsichten ging, öffentlich, und in ungeziemenden Ausdrücken abzusprechen.

Ein solches Benehmen konnte nicht lange verborgen bleiben. Cajetan ward vor die öffentliche Behörde gerufen, welche sich früher von seiner nicht löblichen Aufführung Kenntniß zu verschaffen gewußt hatte. Es ist eine ausgemachte Sache, daß die rohesten und ungezogensten Menschen immer den wenigsten Muth haben, und überall, wo ihnen Recht und Würde entgegentritt, die Fassung verlieren. Je rauher und frecher ihre Sprache in vermeinter Sicher-

heit war, desto kriechender und feiger beweisen sie sich dann, wenn es sich ernst um Rechtfertigung ihrer Ungezogenheit handelt. Blaß und zitternd erschien Cajetan Sternau, die gerichtliche Vorforderung in der Hand. Seine Zunge vermochte es kaum, seinen Namen zu nennen, um den Beweggrund der Vorladung, welchen ihn sein Gewissen mit mächtigen Herzschlägen ahnen ließ, aus dem Munde des Richters zu erfahren.

Zum Glücke des jungen Menschen besaß der Staatsmann, vor dem er zu erscheinen hatte, eben so viele Mäßigung als Gerechtigkeitsliebe. Er kannte den tollen Geist so manches verwahrloseten Jünglings und war weit entfernt, alle ihre Fehltritte auf Rechnung ihres Herzens zu schreiben. Mit ernsten Blicken sah er ihn durchforschend an. Bebend, wie ein Espenlaub stand Cajetan da. Unbesonnener junger Mensch!" sprach endlich der Richter zwar im strengen, aber doch beinahe väterlichem Tone: „wie sehr widerspricht Ihr zaghaftes Benehmen vor diesem Orte der ungeziemenden Art, mit der Sie sich über Dinge zu äußern erkühnen, welche nicht einmal der erfahrene einzelne Bürger, wie erst ein Mensch von Ihrem Alter und Ihrer geringen Einsicht, zu beurtheilen vermag. Dieses Ihr Vergehen könnte Sie sehr unglücklich machen, wenn das Gericht so strenge sein wollte, als Sie unbesonnen und frech gewesen sind. Ich

wollte Sie nur gewarnet sehen. Statt der verdienten Strafe nehmen Sie die beschämende Erinnerung an die Milde Ihrer Regierung mit sich, und streben Sie darnach, den wohlthätigen Absichten derselben durch Ihr künftiges Betragen, das man aufmerksam beobachten wird, besser zu entsprechen."

Sternau schied, in seinem Innern erschüttert. Die ernsten Worte des würdigen Mannes hatten auf ihn Eindruck gemacht; aber die guten Vorsätze, welche er faßte, dauerten bei der Flüchtigkeit seines Charakters nicht lange. Seine äußere Lage war durch eine Reihe von Unbesonnenheiten so zerrüttet, sein Gemüth überhaupt für die Stimme der Tugend und Wahrheit so taub, daß er im Kurzen seine guten Entschließungen alle wieder vergaß.

Der Vorsatz, sein Vaterland zu verlassen, war in ihm zur Reife geworden. Ohne Paß, ohne Vermögen verließ er seine bedaurungswürdige Mutter und floh als Landstreicher unter manchen Abenteuern fort über die Grenze. Er gerieth bald verschmitzten Werbern in die Hände, von welchen er Handgeld und mit diesem die Verpflichtung, in fremde Militärdienste zu treten, nahm.

Die Mühen des Soldatenstandes kann nur der erhebende Gedanke, daß man sie für die Seinigen, für ein geliebtes Vaterland duldet, daß man Gegenstand allgemeiner Hochachtung ist, erleichtern, ja selbst angenehm

machen. Sternau aber, welcher, ein Miethling, einem ihm unbekannten Lande, das von den Gesinnungen und Sitten des seinigen so auffallend abstach, bloß für's Geld diente, der überdieß, wenn er auf seine bisherige Handlungsweise zurückblickte, vor sich selber erschrak — konnte sich darin nur äußerst unglücklich fühlen. Sein unruhiger Geist schweifte in dem neuen Stande, wo unbedingter Gehorsam die erste aller Pflichten ist, bald in Widersetzlichkeit aus, und die grausamsten Strafen folgten derselben.

In dem unwiderstehlichen Drange, sich aus dieser zwangvollen Lage zu befreien, faßte Cajetan den Plan, zu entfliehen. Er wurde aber mit Hilfe der nachgesandten Steckbriefe erhascht und gefesselt zu seinem Regimente zurückgebracht. Hier würde er ohne Zweifel zum Tode verurtheilt worden sein, wäre nicht kurz vorher seinem eigenen Vaterlande Krieg angekündigt worden. Eine äußerst empfindliche Leibesstrafe, welche im Spießruthenlaufen bestand, war deßhalb die Folge seiner unüberlegten That.

Sternau mußte nun, von allen Seiten mit aufmerksamen Augen bewacht, mit in das Feld. Er stand zum ersten Male in Reih' und Glied, des Kampfes gewärtig. Da er von keinem Enthusiasmus für seinen Beruf beseelt war, so stand er muthlos, mehr todt als lebendig, dem Feinde gegenüber. Eine Kanonenkugel und zwar eine der ersten, welche die Gegenpartei übersandte, machte seinem peinlichen Zustand ein schreckliches Ende; sie riß ihm zur Strafe für die Verrätherei, die er an seinem Vaterlande

begangen, den rechten Fuß bis über die Kniescheibe weg. Er stürzte, wurde bei der Ordnung, die jetzt noch in den Reihen herrschte, erhoben, hinter die Colonnen und von da aus, für den Nothfall verbunden, in das Feldlazareth geschleppt.

So war er wenigstens aus der drohenden Gefahr, von den Pferden zerstampft zu werden, befreit worden. Er kam lange nicht zur Besinnung. Dann aber stürzte ein Strom von Thränen aus seinen Augen: „Gott!“ rief er voll Wehmuth, „du hast mich strenge bestraft! ach, warum muß ich am Leben bleiben! O, meine Mutter, meine Geschwister! welch' ein trauriges Los!“

Es gibt Menschen, welche nur recht schwere Leiden zu bessern Gesinnungen zurückführen können; und Sternau war Einer von diesen. Jetzt, in seiner schmerzvollen Lage, vom Kummer und kläglichem Elend umgeben, ward ihm erst klar, wie thöricht er die kostbare Zeit seiner Jugend vergeudet und wie undankbar er an den Seinen gehandelt. Mit inniger Wehmuth dachte er an die Heimath zurück, deren Vorzüge ihn der Aufenthalt in dem Auslande erst kennen gelehrt hatte. „Was war ich für ein Thor, dieses herrliche Land zu verlassen! — dem süßen Recht, es als ein Sohn zu betreten, für immer zu entsagen! Fürchterlich ist meine Zukunft; — aber ich habe sie durch meinen Staarsinn wahrlich verdient! So will ich denn leiden

und in meinem Schmerze Thorheiten bereuen, welche nichts in der Welt mehr zu sühnen vermag!" Solche Vorsätze faßte er auf seinem Krankenlager. Sein Gefühl und seine Denkungsart wurde dadurch um Vieles geläutet.

Nach langwierigen Leiden wurde endlich seine Fußwunde geheilt, und nach vieler Uebung gelang es dem Unglücklichen, mit Hilfe eines Stelzfußes zu gehen. Cajetan hatte mittlerweile den Antrag erhalten, ein Invalidenhaus des Landes, welchem er diente, zu beziehen; er zog es aber vor, in seine Heimath zurückzuwandern. Der Drang, seine Mutter und Geschwister noch einmal zu sehen, war der einzige aus allen sehnsuchtsvollen Wünschen, der ihm für dieses Leben übrig geblieben.

Mühevoll und beschwerlich war für den Unglücklichen die Rückreise. Sein Anblick erregte häufig das Mitgefühl der gutherzigen Landesgenossen. Sie hielten ihn für Einen aus ihren eigenen Truppen und förderten seine Reise, so viel sie vermochten. Wie schwer es aber dem armen Sternau kam, wenn er er diesen Irrthum gewahrte, dieß vermag jedes Gemüth, in dem nicht alle Regung von Ehre erloschen ist, leicht zu begreifen.

Endlich erblickt er die Thürme jener Stadt, die er vor fünf Jahren im unseligen Sinnentaumel verlassen hatte. Er stürzte sich, von namenlosen Gefühlen bestürmt, auf den Boden hin, vergoß bald vor Freude, bald vor Wehmuth häufige Thränen. Das „Einst und Jetzt" zog mit tausend lebhaften Vorstellungen

seinem Gedächtnisse vorüber. „Ach, wenn mein Schicksal nur diesen oder jenen unbesonnenen Jüngling warnen könnte!“ rief er von schmerzvollen Empfindungen gebeugt.

Spät am Abende kam er vor dem Hause, in dem seine Mutter wohnte, an. Seine Schwester Nina, erst acht Jahre alt, gewahrte ihn an der Thür; aber die eingetretene Dämmerung und das durch Leiden und Drangsale gänzlich veränderte Aussehen des Bruders hatten seine Züge unkenntlich gemacht. Angela ließ nie einen Armen ungetröstet und hatte auch ihren Kindern Wohlthätigkeit zur Pflicht gemacht. Deßhalb sprach die kleine Nina im herzlichen Tone: „Komme nur herein, guter Soldat! die Mutter und ich lassen dich nicht ohne Hilfe ziehen!“ — Mit unbeschreiblichen Gefühlen trat Sternau in die Stube, wo ihm jeder Winkel in froher Erinnerung an eine glückliche Vergangenheit theuer war. Als er die Mutter und seinen eilfjährigen Bruder erblickt, schwinden ihm vor Freuden die Sinne. Kein Wort bringt er aus der hochathmenden Brust hervor; er hält sich zitternd an die Thür, um nicht, von heftigen Gefühlen erdrückt, niederzusinken.

„Ein Soldat! ein braver Soldat!“ ruft Nina der Mutter zu; „o gib ihm aus unseren Sparbüchsen etwas; denn sieh, der Unglückliche hat seinen Fuß verloren!“ — „„Setzt euch, Lieber!““ sprach Angela im gutmüthigen Tone; „„Ihr sollt nicht ungetröstet von uns gehen. Das Abendessen ist bald fertig; Ihr mögt davon Euren Theil haben; auch wird

Euch jedes meiner Kinder freundlich bedenken; denn die armen Soldaten verdienen vor Allen die Theilnahme Jener, für die sie gestritten.“»

Als sie dieses gesprochen, ertönte die Abendglocke zum Gebet, das denn die fromme Familie niemals versäumte. Die Kinder stellten sich auch sogleich hin zur Mutter und beteten mit wahrer Ergebung den englischen Gruß. Hierauf folgte eine einfache Bitte an den lieben Gott, daß er sie wahren wolle vor allen groben Verirrungen im Laufe des Lebens. „Erhalte uns unsere gute Mutter, lieber Gott!“ fuhr dann Nina, wie sie täglich bei dieser Gelegenheit zu thun pflegte, mit gedämpfter Stimme dem Bruder vorbetend, fort: „Lasse uns Geschwister zu ihrer Freude und zum Trost ihres Alters gedeihen; Wir wollen gern ihren Ermahnungen folgen, und deinen Schutz, Vater im Himmel! nach unsern schwachen Kräften verdienen. Bleibe darum bei uns, o Herr, und segne Alle, welche Dich lieben. Diesen deinen Segen entziehe auch unserm Bruder Cajetan nicht, wenn er noch lebt; und ist er bei Dir, so lass' es ihn wissen, daß wir ihn lieben und für seine ewige Seligkeit beten.“

Sie hatte dieses Gebeth in einem überaus rührenden Tone gesprochen. Ein lautes Schluchzen machte sie auf den Fremden aufmerksam. Sie eilen ihm erschrocken entgegen. Der arme Soldat aber stürzt wei-

nend auf seine Mutter hin: „Verzeihung, Verzeihung, o Mutter! sieh deinen unglücklichen Sohn!“ — Nur diese Worte hatte ein Meer von Empfindungen aus seiner übervollen Brust hervordrängen können. „Mein Sohn! unser Bruder Cajetan?“ ertönt es in der sonst ruhigen Stube. Schrecken und Ueberraschung, Freude und Kummer — jegliches Gefühl hat an dieser Scene reichlichen Antheil.

Lange weilte der Blick der duldenden Mutter forschend auf ihm. Ach, er war das sprechende Bild eines Büßers mehrfacher Schuld! Endlich aber küßte sie ihn, sprach, mit zarter Schonung ihren Schmerz bergend, die Worte: „Wei! wir dich nur wieder haben, o Cajetan! sei getrost, du wirst hier nicht darben. Wenn du uns nur auch ein liebendes Herz mitgebracht hast und die theuer bezahlten Erfahrungen für die Zukunft benützest.“

Sternau legte ein offenes Bekenntniß seiner Fehltritte ab, versprach, gut zu machen, was sich noch gut machen ließe. Schon die Art, wie er dieß that, bewies, daß sein Herz und seine Gesinnungen gänzlich verändert. Wie ein Engel stand ihm die herrliche Mutter zur Seite. Ihre Worte goßen Trost in seine Seele, Hoffnung in sein Gemüth. Er aber war wirklich ein anderer Mensch geworden und hatte den redlichsten Willen, sich in die Welt und in eine arbeitsame, nützliche Lebensweise zu fügen.

Solche Entschließungen erprobten sich in der That.

Obgleich ihm durch seine früheren Verirrungen der Weg zu einer höheren Laufbahn verschlossen war, so trat er doch bald in einer beschränkten Sphäre Dienste an, und machte sich darin durch strenge Pflichterfüllung und ein verträgliches und achtungswerthes Benehmen vollkommen glücklich, so, daß er nie nach einem höheren Lose geizte und an jedem Abende dem Vater im Himmel, als dem Geber jeder guten Gabe, mit gerührtem Herzen, für die Glückseligkeit dankte, welche er vor wenigen Jahren nicht mehr zu hoffen gewagt.

Sternau's Bruder nahm sich dessen Erfahrungen zur Lehre. Treugehorsam jedweder Pflicht, anhänglich seiner Regierung, wie seinem Vaterlande, lebhaft glühend für alles Edle und Gute, erhob er sich mit den Jahren auf eine bedeutende Stufe des öffentlichen Lebens. Diese ward ihm deßhalb besonders werth, weil er auf ihr das hohe Alter seiner guten Mutter erheitern und seinen Geschwistern auf vielerlei Wegen nützen konnte. „So leitet Gott Alles zum Besten der Seinigen," sprach Cajetan, „und wer da murret, blicke auf uns und lerne, die Wege der Vorsehung ehren!"

Diese Begebenheit würde, um ihrer Einfachheit willen, das Interesse meiner lieben Leser wohl kaum in Anspruch nehmen, wenn ihr nicht ein viel größerer Reiz, jener der Wahrheit, verleihen wäre. Alles dieses hat sich, die veränderten Namen abgerechnet, buchstäblich zugetragen. Und wenn wir selbst jetzt einen forschenden Blick auf das Leben werfen, sehen

wir nicht Viele aus unsern Brüdern in verschiedenen Lagen eben so unglücklich, als es dieser Sternau gewesen? Ihm haben die Verirrungen in der Jugend nur den Fuß genommen, Andern aber nehmen sie den Kopf und das Herz. Es mangelt nicht an herumwandelnden lebendigen Leichnamen, an Opfern der Gerechtigkeit, die es nur aus Mangel an Herrschaft über sich selbst und an Gehorsam gegen wohlwollende Warnungen und heilige Pflichten geworden sind. Diese Unglücklichen mögen uns zum warnenden Beispiele sein. Suchen wir, liebe Freunde, darin alle den echten Ruhm und das wahre Glück unsers Lebens: der Religion und dem Vaterlande, dem Gesetze und jeglicher Pflicht treu bis in den Tod, jeder in seinem Wirkungskreise, dem Gemeinbesten nützlich zu werden!

Solch' eine Scene vergißt man nicht.

(Nach Bouilly.)

In dem schönen Landhause des Freiherrn von Merville, einige Stunden von der Residenz eines deutschen Fürsten entfernt, ward aus allen Kräften die Gesindeglocke gezogen. Dabei hörte man das gnädige Fräulein, deren Aeltern sich eben auf einer kleinen Reise befanden, mit keifender Stimme eine Menge von Befehlen ertheilen. „Peter, geschwind alle Fensterbalken geschlossen! — Nannette, ich hoffe, daß meine Vögel schon hereingebracht sind! — Johann, Leopold, geschwind die Wagen von dem Hofraume in die Schoppen gezogen! — Käthchen, Käthchen! geschwind in den Garten, mein allerliebstes Hündchen dürfte sich dort noch befinden. Trifft du es nicht, so suche es ja aller Orten! Gott, wie würde es bei dem schrecklichen Ungewitter dem armen Thiere ergehen!"

In der That, alle Kennzeichen eines nahenden Ungewitters waren vorhanden. Plötzlich war der Himmel von dichten, schwarzen Wolken umzogen; die Luft war schwül und drückend geworden, ein heftiger Sturm, welcher Wolken von Staub im

Wirbel mit sich riß, hatte sich erhoben. Schon fielen einzelne große Tropfen herab.

Unter einem entsetzlichen Gekrache ließ sich eben der erste Donnerschlag vernehmen, als Käthchen mit dem kleinen Hund unter dem Arme, keuchend in das Gemach des Fräuleins trat, welches, am Sofa, im Lesen begriffen, saß. Etwas geräuschvoll ward noch einmal die Thür eröffnet, und siehe da, eine fremde Frau war beinahe zugleich mit dem Mädchen hereingetreten. Diese mochte schon in den Sechzigen sein; sie war zwar sehr einfach, doch mit Sorgfalt angezogen. „Was wollen Sie hier, Madame?" fragte das Mädchen. — „„Schutz gegen das Ungewitter, mein Kind!"" — „Da hätten Sie wohl auch unter der gedeckten Einfahrt stehen bleiben können!" — „„Wo denken Sie hin! Der Wind bläst aus allen Ecken, treibt Wolken von Staub in die Höhe!""

Nun erhob sich Emilie von ihrem Sitze. Sie warf auf die Fremde einen vornehmen, fast verächtlichen Blick. Es machte ihr Vergnügen, Anderen, die sie unter sich wähnte, ihre Größe fühlen zu lassen. „Was wollen Sie, gute Frau?" sprach sie schnippisch und unwillig. „Hier ist kein Eintritt für Sie."

Die Fremde. Wenn ich Sie aber ersuche, es zu erlauben.

Emilie. Es war schon gewagt, daß Sie ohne Erlaubniß bis in das Vorzimmer, und dann gar hierher gedrungen sind.

Die Fremde. Bedenken Sie doch, Fräulein! daß

ich, als eine Fremde, die Artigkeit nicht im Geringsten verletzte, daß ich Ihr Mädchen und Sie selbst um den Eintritt ersucht habe. Noch einmal, vergönnen Sie mir, in Ihrem Gemache den Sturm, welcher gleich vorüber sein wird, abzuwarten.

Emilie. Gute Frau! Man kommt nicht so zu Leuten von Stand hereingestürzt —

Die Fremde. Ich habe im Vorzimmer Niemand getroffen, der mich gemeldet haben würde. Auch hatte mich die Heftigkeit des Gewitters dermaßen erschreckt —

Emilie. Nichts in der Welt darf uns so erschrecken, daß wir die Schicklichkeit und den guten Ton verletzen.

Die Fremde. Dieß, Fräulein, glaube ich wohl nicht gethan zu haben.

Emilie. Um Vergebung, meine Gute, sehr, o sehr! Ach, was hat man für Beschwerde, Menschen ohne Erziehung und Lebensart so etwas begreiflich zu machen!

Die Fremde. Diese Sprache befremdet mich im höchsten Grade.

Emilie. Befremden? Betrachten Sie nur Ihre Zudringlichkeit, mit der Sie sich bis in mein Zimmer gewagt haben. Dieses werden Sie mir wohl zugeben: daß so etwas bei Menschen von Rang und Erziehung nicht gebräuchlich ist.

Die Fremde. Ich sehe wohl auch zuweilen solche Menschen bei mir, und ich glaube, daß es

diese mit mir in einem ähnlichen Falle nicht so streng genommen haben würden.

Emilie. Sie? Sie sehen Leute von Stand bei sich! — In den Antichambern vielleicht? Ja, in den Antichambern, Madame, dort ist Ihr Platz, dahin gehören Sie! So gehen Sie denn in Frieden, ehe ich meine Leute rufe.

Die Fremde. Fräulein, noch einmal, vergönnen Sie —

Emilie. Fort, sag' ich, fort!

Die Fremde. Wie, Sie haben erst kurz vorher so vieles Mitleid für Ihr Hündchen bewiesen und jetzt können Sie Jemanden Ihres Gleichen —

Emilie. Meines Gleichen! welch' eine Kühnheit. Auf der Stelle fort, sag' ich.

Hiermit nahm sie die Fremde bei dem Arm und führte sie, so gezwungen, in die Bedientenstube und von dieser dem Hausthore zu. Indessen war das Gewitter bereits vorübergegangen. Die Bedienten sammt den Kammermädchen folgten und benützten, durch das Beispiel ihrer Gebieterin zur kecken Unart ermuntert, diese Gelegenheit, dem Muthwillen freien Zügel zu lassen.

„„Fräulein,"" sprach endlich die Fremde im Abgehen, „„ich wollte Ihnen eine freiwillig eröffnete Zufluchtsstätte verdanken. Dieser Vorfall ist mir mehr um Ihret-, als meinetwillen unangenehm."" — „Ei, wirklich, meine Gute?" versetzte Emilie mit hohnlächelndem Spott.

„„In Ihrem Alter so viele Härte, so viele Un-

billigkeit gegen eine Person von meinem Rang,"" sprach die Fremde gekränkt. — „Trösten Sie sich! Fräulein Merville weiß, was Sitte und Anstand erfordern." — „Ja, das Fräulein weiß, was Sitte und Anstand erfordern," plärrten die Bedienten im Chore nach. — „„In wenig Minuten werden Sie über Ihre Unart in sich gehen,"" fuhr die Fremde fort, „„und es dürfte Sie reuen, dieselbe begangen zu haben."" — „Man weiß, was man thut, und bereuet nie, recht gethan zu haben." — „Man bereuet nie, recht gethan zu haben!" schrie abermals die Dienerschaft nach, durch die Unart des Fräuleins ermuntert.

So waren Sie bis zum Eingang des Hauses gekommen. Eben als man die Pforte öffnen wollte, wird heftig an der Glocke gezogen. Ein Herr, reich gekleidet und mit mehren Orden geziert, tritt herein. In der Geschäftigkeit, mit welcher ihm Alle ehrfurchtsvoll entgegen treten, wird die Fremde zurückgedrängt und seinen Blicken versteckt.

„Das ganze Gefolge der regierenden Herzogin ist in der peinlichsten Besorgniß. Ihre Durchlaucht gingen einige Schritte vor dem Wagen zu Fuße und schienen den anliegenden Park besichtigen zu wollen, als das Gewitter mit einem Male hereinbrach. Wir hatten Sie schnell aus den Augen verloren und suchen schon seit einer Viertelstunde vergebens." — „Bei uns ist sie nicht, Eure Excellenz," sprach das Fräulein mit einer tiefen Verbeugung; „ach, mit welchem Vergnügen hätte ich Ihre Durch-

laucht hier aufgenommen!" — „Vielleicht haben Sie Selbe vorbeigehen gesehen, ohne ihren Rang zu ahnen, denn sie war sehr einfach gekleidet." — „„Nun, lieber Graf," sprach die Fremde und trat aus dem Hintergrunde hervor; „„Sie finden mich hier unter dem Schutze des Fräuleins vom Hause."" — Bei diesen Worten schrie der Graf in freudiger Ueberraschung laut auf; Fräulein Emilie ward bleich wie die Wand; die sämmtlichen Diener prallten, wie von einem elektrischen Schlage getroffen, zurück. „O gnädigste Fürstin," rief der Oberst-Stallmeister, denn diese Würde bekleidete der Graf, „wir waren in tiefer Besorgniß, es sei Ihrer Durchlaucht irgend ein Unfall begegnet. Höchstihr Anblick wird Alle mit Freuden erfüllen."

Nun setzte die Fremde, auf den Arm des Grafen gestützt, ihren Weg fort. Maschinenmäßig folgt Emilie, am ganzen Leibe bebend; denn sie getraute sich nicht, die Herzogin zu verlassen. Ihre bleichen Lippen bringen kein Wort zur Entschuldigung hervor; denn diese Beleidigung, ihrer regierenden Fürstin zugefügt, ist durch nichts mehr zu sühnen. Endlich fährt der Wagen vor. Das zahlreiche Gefolge stürzt freudig herbei. Da wendet sich die Herzogin noch ein Mal zu dem zitternden Fräulein, welches vor Angst und Scham lieber in die Erde sinken möchte, und spricht im gütigen Tone folgende Worte: „„Unbesonnenes Kind! fürchten Sie von meiner Seite keine Ahndung Ihres Betragens. Seien Sie in Zukunft klüger

und besser! Weisen Sie nie mehr Menschen von sich, welche auf eine geziemende Weise sich Ihnen genähert haben, und vor Allen glauben Sie nicht mehr, daß Kleider die Menschen machen. — Wenn Sie diese Lehre für die Zukunft benützen wollen, so sei Ihnen im Voraus Alles verziehen. Leben Sie wohl!«»

Sieg der Herzensgüte.

Das liebenswürdige Fräulein Pauline, welche vor wenigen Wochen ihren zwölften Geburtstag gefeiert hatte, bekam von Einer ihrer Freundinnen eine Einladung zu einem Balle, an dem nur junge Personen ihres Alters Antheil nehmen durften. Pauline war darüber im höchsten Grade erfreut; denn ihre Mutter führte sie selten zu ähnlichen Festen. Sie flog daher zu ihr hin, faßte schmeichelnd ihre liebe Hand und sprach: „Nicht wahr, liebe gute Mutter, Sie erlauben, daß ich an diesem Balle Theil nehmen darf?“ — Gütig entgegnete diese: „Ja, liebe Pauline! gern erlaube ich Dir's; denn ich bin mit Dir seit einiger Zeit besonders zufrieden. Um dir nun einen Beweis meines vollkommenen Beifalls zu geben, so sollst du nicht nur allein auf den Ball gehen, sondern auch noch ein ganz neues Kleid und passenden Schmuck dazu erhalten!“ — „O wie gütig sind Sie, beste Mutter!“ erwiederte die entzückte Pauline, „und wie glücklich werde ich sein!“

Der so sehnlich erwartete Ball sollte in acht Tagen Statt finden. Pauline dachte ohne Unterlaß an ihn und die Minuten dieser langen acht Tage schienen ihr langsame Stunden zu sein. Sie war jung, tanzte wie ein Engel und wollte die Gesellschaft je-

nes Abends mit einem ganz neuen Pas de Deux überraschen.

Schon waren drei Tage verflossen, als Pauline von ihrer Amme, welche sie seit mehren Jahren nicht gesehen hatte, einen Besuch erhielt. Pauline wußte, wie viel sie dieser treuen Wärterin ihrer Kinderjahre schuldete. Sie fiel ihr freudig um den Hals, fragte sie mit herzlichem Ungestüm um das Befinden der Ihrigen, ihres guten Mannes und ihrer erblindeten Mutter, und bewies durch ihre kindliche und unbefangene Freude, über diese Erscheinung die Aufrichtigkeit, mit welcher sie ihre ehemalige Wärterin liebte. Diese weinte Thränen der Freude und rief ein über das andere Mal aus: „Es ist ein so herrlicher Lohn, gute Kinder erzogen zu haben! Nein, Sie, mein gnädiges Fräulein, bleiben ewig meine liebe, liebe Pauline!

Unterdessen überzeugte sich Pauline sehr bald, daß das Antlitz ihrer alten Freundin von Gram und Kummer gebleicht war; sie las, so sehr es auch jene zu bergen suchte, auf ihrer Stirne Wolken des Trübsinnes, welchen erlittenes Unglück erzeugt; denn die Augen der Liebe sehen scharf, und nichts bleibt ihnen verborgen, was geliebte Herzen ängstigt und drückt.

„Du bist sehr traurig, liebe Luise!“ sprach sie endlich mit dem Tone der herzlichsten Theilnahme, „sprich, was hast du, und vertraue mir, was dir Kummer macht!“ — „„O mein Fräulein! nichts, ich versichere Sie, nichts.““ — „Nein, gute Johanne, ich sehe es Dir an, Du leidest sehr, und

Du willst mir dein Leid verbergen, mir, die ich Dich so herzlich liebe? Damit thust du Unrecht!» Indem Pauline diese Worte sprach, umarmte sie neuerdings die zitternde Alte, und auch ihre Miene ward traurig und ihr ganzes Wesen schien das Leid ihrer Freundin zu theilen.

Johanne, tief gerührt und betroffen, antwortete nicht. Pauline verdoppelte ihre Bemühungen, sie zum Geständniß zu bringen. Da vermochte es denn die alte Wärterin nicht, länger den Liebkosungen des theuren Fräuleins zu widerstehen. Sie gestand, daß eine fürchterliche Ueberschwemmung, durch das Austreten eines Flusses veranlaßt, ihre Felder, deren geringer Ertrag sie, ihren Mann und ihre blinde Mutter kümmerlich nährte, verwüstet habe; daß sie nun Alle in der traurigsten Lage wären und kaum wüßten, woher sie für den kommenden Tag Brot nehmen sollten.

»»Um mich wäre mir nicht bange,«« versetzte sie schluchzend, »»aber meine alte Mutter, mein braver Gottfried, dessen Wunden, die er im Kampfe fürs Vaterland erhalten, ihn vom mühsamen Tagwerke abhalten — um Dieser willen blutet mir das Herz!«« — »Ei, du böses Weib!» entgegnete ihr mit sanftem Vorwurf Pauline, »warum hast du dich nicht an meine lieben Aeltern gewendet? Glaubst du, daß mein guter Vater Dir seine Hilfe versagt haben würde?» — »»O ich schulde ihm so viel!«« erwiederte die Alte, »»das Feld und die Hütte, welche wir unser nennen, gab uns seine Güte. Es ist mehr,

als ich durch meine Pflege um Sie, gnädigstes Fräulein verdient habe! Ja, ich würde lieber elendiglich umkommen, ehe ich ihn neuerdings um Hilfe ansprechen und an seiner Gnade undankbar handeln könnte.“ — „Nun, so will ich es für Dich thun. Der Papa wird es gewiß nicht abschlagen, gute Johanne!“ — „„Ich bitte Sie, Pauline, wenn Sie mich lieben, mir nicht diesen Kummer zu machen. Aus dem Grunde meines Herzens versichere ich Sie, daß es um meine Ruhe selbst dann geschehen wäre, wenn er Ihnen Ihre Bitte selbst gewährte.““ — „Liebe Johanne, du bist so gut! Nun ich will ihm nichts davon sagen; aber dieß versprichst du mir doch, daß du Morgen um diese Stunde wieder zu mir kommst! Beunruhige Dich nun nimmermehr.“ — Hiermit entließ sie die alte Frau, welche kaum im Stande war, wenige Worte zu stammeln; so sehr preßte ihr die Herzensgüte des Fräuleins die Brust zusammen. Sie schied dann, wie es schien, mehr getröstet, und versprach, morgen wieder zu kommen.

Als sie fort war, so überlegte Pauline erst Alles recht, was ihr die gute Johanne gesagt hatte. Sie dachte darüber nach, wie sie ihr Hilfe verschaffen und ihren Kummer beschwichtigen könnte. „Wenn ich den neuen Ballanzug, den mir die gute Mutter versprochen hatte, aufopfern würde, so könnte ich die Thränen meiner guten Johanne wohl trocknen. — Ein ganz neues Spitzenkleid, ein Corallenschmuck — dieß Alles würde auf mehr als hundert Thaler gekommen sein. Nun wohl, so will ich denn meine

gute Mutter bitten, mir lieber das Geld für das Kleid und den Schmuck zu geben; ich will in einem einfachen weißen Anzuge auf den Ball gehen und statt der Corallen die Haare meiner Mutter an dem Halse tragen. — Aber alle Mädchen, welche dort erscheinen, werden neue Kleider haben, alle werden schöner aussehen, als ich mit meinem alten Putze! — Jedoch du, gute Johanne! du hast heute so bitter geweint; dein Gesicht war so blaß und vom Kummer so abgehärmt! „Dieß waren die Gedanken, welche in dem Köpfchen Paulinens in die Kreuz und Quere liefen. Sie schwankte zwischen den Gefühlen der Herzensgüte und den Versuchungen kindischer Eitelkeit. Endlich ward sie eins mit sich selber — und Dankbarkeit und kindliche Liebe gewannen den vollkommensten Sieg.

Pauline eilte zur Mutter, vertraute ihr das Unglück Johannen's und bath sie recht dringend um die hundert Thaler, welche ihr Ballanzug gekostet haben würde. Die Beste der Mütter, tief gerührt über die Herzensgüte ihres Kindes, gestand ihr dieselben sogleich zu. Welch' Entzücken empfand das liebe Fräulein hierüber! Sie umarmte ihre Mutter herzlich, klatschte freudig in die Hände und hatte über das Bewußtsein, eine unglückliche Familie vom Verderben gerettet und die Thränen einer ihr theuern Person getrocknet zu haben, gänzlich den Preis vergessen, um welchen sie mit ihrem wohlthätigen Sinne diese Summe errungen hatte.

Allein die Mutter wollte sich auch überzeugen

ob ihre Tochter edel und selbstständig genug sein würde, auch später das Opfer, welches sie ihrem guten Herzen gebracht hatte, nicht zu bereuen? Denn es gibt Menschen, welche in Augenblicken der Rührung Alles gewähren; aber so bald ihr Eifer erkaltet und sie zur Besonnenheit zurückgekehret sind, ihre Zugeständnisse nicht selten aus Selbstsucht zurücknehmen oder doch schmerzlich bereuen. Sie ließ daher, ohne Paulinen's Wissen, das Spitzenkleid verfertigen und den Corallenschmuck, wie er für sie bestimmt war, bereiten. Indessen wurde zu Hause das alte Musselinkleid aus der Garderobe genommen und das Collier von ihren Haaren zurecht gelegt, so daß es in allem Ernste vollen Anschein hatte, als sollte sie in keinem anderen Putze erscheinen, als in jenem, den sie sich selbst dazu ausgewählt hatte.

So verging denn der Abend und Pauline legte sich mit freudiger Seele zu Bette, denn das Vergnügen, am kommenden Morgen ihre Johanne mit dem Geschenke zu überraschen und zu trösten, hatte ihre Seele über jede Versuchung der Eitelkeit erhoben und mit süßer Ruhe erfüllt. Die, welche Andern Gutes thun, handeln noch besser an sich selbst; denn die Freude, welche wir über eine Wohlthat, die wir verüben, empfinden, ist größer, als das Vergnügen derjenigen, welche sie empfangen haben. Dieß fühlte Pauline so lebhaft und mit den edelsten Vorsätzen, herzensgut und menschlich zu sein ihr Leben lang, schlief sie im Frieden ein.

Als sie früh Morgens erwacht war und sich kaum angezogen hatte, trat alsbald ihr Kammermädchen zur Stube herein. „Ach, lieber Himmel," rief das Mädchen, „was haben Sie angefangen: das schöne Spitzenkleid abbestellen zu lassen, um des altmodischen Mussellinanzuges willen! Wissen Sie denn nicht, daß zwei Eisenflecke daran sind. Da ist nun die Putzmacherin vor ihrer Thür, mit dem wunderschönen Kleide in der Hand! ach, wie allerliebst es gemacht ist! und mein Fräulein sollte es nicht tragen? Die Putzmacherin hielt dieß Alles für Scherz, deßhalb ist sie mit dem fertigen Kleide da, und will aus ihrem eigenen Munde erfahren, ob Sie denn wirklich entschlossen sind —?" „„Ja, Nanette, „„erwiederte Pauline etwas betroffen, „„ja, ich bin fest entschlossen. Sie mag nur wieder gehen und zusehen, wie sie das Kleid los wird. Das hierzu erforderliche Geld werde ich zu etwas Anderm verwenden."" — „Aber bedenken Sie doch, Fräulein! Alles wird auf diesem Balle im höchsten Putze erscheinen!" — „„Und dann weiß auch schon meine gute Mutter darum. Diese würde mir die Aenderung meines Entschlusses sehr übel nehmen."" — „Nein," versetzte das Mädchen lebhaft, „ich habe die Putzmacherin zuerst zur gnädigen Mama geführt, diese hat sie zu Ihnen beschieden. Sie sprach, daß es von Ihnen allein abhänge, das Kleid zu kaufen, oder von dem Gelde, das sie Ihnen gestern gegeben, einen andern Gebrauch zu machen. Kommen Sie herein, nur herein, liebe Putzmacherin!" — Und mit diesem Worten war die

Thür aufgemacht und das herrliche Spitzenkleid lag auf dem Tische ausgebreitet in seiner Pracht, daß der Schnee desselben die Augen blendete. „Welch ein Kleid!“ schrie das Kammermädchen mit neidischen Augen, „ach, wer es tragen dürfte!“

Fräulein Pauline war nun in der Klemme. Das listige Kammermädchen, die gewinnsüchtige Putzmacherin — Alle lagen ihr in den Ohren. Hierzu noch die Erinnerung an den nahenden Ballabend, an die Pracht, mit der alle ihre Freundinnen erscheinen würden, — Pauline war erst in ihrem dreizehnten Lebensjahre; — leicht kann man sich den Kampf einer verzeihlichen kindischen Eitelkeit mit dem besten Herzen denken.

Die Prüfung, von der Mutter veranlaßt, war schwer. So viele Umstände vereinigten sich, erstere rege zu machen; aber bald siegte ihre Herzensgüte für immer. „„Das Kleid ist sehr schön,““ sprach sie mit liebenswürdigem Ernste „„aber, da mir meine gute Mutter freie Wahl läßt, so kaufe ich es nicht. Es wird Ihnen leicht sein, liebe Madame, dieser schönen Arbeit bei einem andern Fräulein los zu werden. Du aber, Nanette, schweige von nun an von dieser Sache; denn nichts ändert meinen Entschluß.““ Nach diesen Worten empfahl sich die Putzmacherin; indem sie vorgab, noch zu andern Kunden beschieden zu sein. Das Kammermädchen verbiß seinen Aerger und meldete, daß die alte Johanne im Vorzimmer warte und sie zu sprechen verlange. „„Ach, warum hast du mir dieses nicht gleich gesagt,““ ver-

setzte Pauline verweisend. „Ich dachte, weil die Putzmacherin —“ erwiederte das Mädchen entschuldigend. — „„Schäme Dich, Nanette, du weißt ja, daß Johanne mich in meiner Kindheit gewartet und treu gepflegt hatte. Soll mir ihr Besuch nicht höher, als das Besehen eines Kleides und die Befriedigung meiner Eitelkeit, gehen? Lasse sie kommen, lass' sie nur kommen!“

Mit freudigem Ungestüm flog Fräulein Pauline ihrer alten Johanne entgegen. „„Hier sind hundert Thaler,““ sprach sie, „„nimm sie in Frieden; denn sie gehören mein, und ich habe volle Macht, damit nach Willkür zu schalten. Damit kannst Du dir für Dich und für die Deinen Brot kaufen und Samenkorn für den nächsten Anbau besorgen. Meine gute Johanne, so nimm doch, was dir deine Pauline bietet!““ Die Wärterin stand betroffen da, ohne die reichliche Gabe zu nehmen. Pauline drang mit herzlichem Wesen in sie; aber noch immer weigerte sich Johanne.

Da öffnete sich die Thür, und an der Hand des Vaters trat die Mutter herein, Pauline stürzte ihr entgegen. — „„Nicht wahr, liebe Mutter,““ rief sie, „„ich darf mit diesem Geld, wie ich es wünsche, schalten. Sieh' einmal, die böse Johanne weigert sich hartnäckig, es anzunehmen!““ — Die Mutter fiel ihr, ohne ein Wort zu erwiedern, um den Hals, der Vater küßte sie freundlich, und Jene rief mit seligem Entzücken aus: „Dank sei dir, o Himmel, daß du uns Freude erleben

ließest an unserem Kinde! Laß' es so rein bleiben, wie es nun ist, und so gut und dankbar sein Leben lang!

Da fing denn nun auch Johanne vor Freude laut zu schluchzen an. Sie weigerte sich nun nicht mehr, die freundlich gebotene Gabe dankbarer Liebe zu nehmen, und segnete mit den Ihrigen das gute liebe Fräulein Pauline: „Gott hat uns durch seinen Engel geholfen," sprach sie zur blinden Mutter, als sie freudevoll zu Hause angelangt war: „Er hat auch in diesem Zeitstrome, wo man auf manchen Verirrten und Bösen stößt, der Guten Viele auf diese Erde gesetzt, welche Seinen Segen verbreiten und die Thränen der Duldenden trocknen. Ihm gebührt Ehre und Preis, denn alle Hilfe kommt von Oben."

Die gute Pauline fand aber am Vorabende zu jenem Balle in ihrem Gemache das schneeweiße Spitzenkleid und nebst dem Corallenschmucke noch eine Schnur herrlicher Perlen. Von des Vaters Hand lagen folgende Zeilen bei: „Jede gute Handlung findet ihren Lohn. Die Thränen, welche Du getrocknet hast, sind für Dich Perlen geworden. Doch ist ihr Glanz geringer, als der jenes Seelenschmuckes, mit welchem Herzensgüte und Dankbarkeit ein reines Gemüth zieren. Bleib', Pauline, die höchste Freude und der schönste Schmuck deiner Aeltern!"

So straft sich Schwäche und Thorheit selbst.

Nichts rührt mich mehr, als der Anblick eines Kindes. Unwillkürlich werde ich dabei an alle Stufen des Alters, der Erfahrungen, der Leiden erinnert, welche des keimenden Menschen im düsteren Dunkel der Zukunft harren, und jedem Säugling geb' ich den herzlichen Wunsch mit: „Gedeih' deinem Glücke!" Wiederholten es sich die Aeltern doch oft, daß nur von der Erziehung die Rolle, welche ihr geliebtes Wesen auf der Weltbühne spielen soll, sein Glück und Unglück, bedingt werde! Es zerreißt mir das Herz, wenn ich einen Vater im Schweiße des Angesichtes nur nach Gut und Geld wuchern; eine Mutter nach nichts, als nach der leidigen Verzärtlung des Söhnchens, sich mühen sehe, weil Beide ihr einziges Gut auf Erden, jeder nach seiner wahnwitzigen Täuschung, dadurch allein auf die höchste Stufe der Glückseligkeit zu stellen vermeinen. Ach! ich habe schon so viele Nachkömmlinge reicher und angesehener Aeltern eine erbärmliche Rolle spielen und ins Elend sinken gese-

hen, daß ich oft wünsche, wenn mir ein hübsches Kind mit feurigen Augen und freundlicher Gesichtsbildung begegnet: „Möchtest du armen, aber weisen Aeltern gehören!“ Könnt' ich doch jedem Vater, der über das Bemühen, seinem Sohne Schätze zu hinterlassen, die Bildung des Geistes und Gemüthes vergißt; könnt' ich den Müttern, die durch Schwäche den Grundstein zu dem Elend ihres Theuersten auf der Erde legen, das Beispiel des Marquis von Brunoy als ein Schreckgespenst vor die Augen stellen, — als einen Zauberspiegel, in dem viele Aeltern die Folgen der verkehrten Erziehung, in dem alle Kinder das Unglück gewahren können, in welches Mangel an Bildung, Thorheit, Rohheit des Betragens und wahnsinniger Taumel ungezügelter Leidenschaften versetzen!

Der Marquis von Brunoy gehörte einer Familie an, die sich durch glückliche Finanzspeculationen und Lieferungen im Kriege unermeßliche Reichthümer, den Adel und andere ehrende Auszeichnungen, erworben hatte. Der Großvater des Gegenstandes dieser Geschichte starb als königlicher französischer Staatsrath, Hofbanquier und königlicher Schatzmeister, als Graf von Sampigni, Baron von Dagouville, Herr von Brunoy und vieler anderen Herrschaften. Des Vaters unermeßliche Reichthümer hatten seinem Sohne die Tochter des Herzogs von Sully zur Gemahlin verschafft, welche im Jahre 1748 den einzigen Sohn gebar, von dem hier die Rede sein

soll. Er wurde mit beispielloser Zärtlichkeit gepflegt; aber die väterliche Liebe war nicht mit Weisheit gepaart. Man ließ dem unglücklichen Kinde in Allem seine Meinung; that nichts, die verwöhnten Neigungen zum Guten zu lenken. Des Kleinen kindischer Wille war für Hunderte ernstes Gebot; seinen Muthwillen nannte man Genie, und einen fürchterlichen Trotz den Bürgen männlicher Festigkeit. — Ohne Umstände, ohne Unterschied des Standes, kratzte und biß der kleine Marquis alle Personen, die ihm nicht gefielen; ja, er mißhandelte sogar seinen Hofmeister, einen verdienstvollen Gelehrten, ohne daß die zärtlichen Aeltern eine Ahndung solchen Betragens erlaubt hätten. So mußte es denn kommen, daß aus dem unartigen, boshaften Knaben ein Ungethüm erwuchs, das, alle Versuche zur Besserung vereitelnd, endlich den Reichthum und den Namen des Brunoy'schen Hauses zu Grunde richten mußte.

Da die unglücklichen Aeltern, ihre Schwäche zu spät bedauernd, endlich verzweifelten, den siebzehnjährigen Sohn durch Vorstellungen und Bitten auf vernünftige Wege zu bringen, wollten sie versuchen, ob nicht eine sanftmüthige Gattin den Wildfang bändigen könne. Ein liebenswürdiges, aber armes Fräulein aus der Familie Escars, einer der ältesten des Königreiches, ward als das Opfer ersehen. Der Sohn willigt ein; die Vermählungskosten und Brautgeschenke betrugen eine Million

Livres; aber der Zweck, welchen die Aeltern durch diese Verbindung zu erreichen strebten, mißlang. Schon von dem Hochzeitstage an behandelte der Marquis seine Braut mit Verachtung. Weder die Bitten der Mutter, noch die Thränen seiner schönen und unglücklichen Gemahlin änderten seine Gesinnung, und unter dem Vorwande, daß es einem freien Manne nicht zieme, Sclave der Schönheit oder gesellschaftlicher Bande zu sein, entfernt er sich von seiner Gattin, und befiehlt ihr, vom Hochzeitfeste an, nie mehr die Schwelle seiner Gemächer zu betreten. — Er riß sich darauf von seinen Aeltern los und beging eine Menge von Thorheiten, so daß sein Vater aus Gram über die Verkehrtheit des Sohnes starb und dem Ausgearteten ein Vermögen von mehr als dreißig Millionen hinterließ.

Der Tod dieses zu guten Vaters, der über die ängstliche Sorge, seinen Sohn reich zu machen, vergessen hatte, ihm ein dankbares und empfindsames Gemüth einzupflanzen, erregt bei dem Unnatürlichen keine Betrübniß. Kaltblütig hilft er den Tapezierern die Wände schwarz bekleiden, läßt die Bäume des Gartens mit Flören überziehen, und am Begräbnißtage die Springbrunnen im Parke eröffnen.

Jetzt lebt er ganz nach seiner ungebundenen Lust. Er spricht wie ein Weiser, und handelt als ein Wahnsinniger; es fehlen ihm weder Verstand noch

Kenntnisse, aber durchaus die Spur irgend einer edleren, feinen Empfindung. Keine Art von Luxus hat für ihn Reiz; weder prächtige Caroſſen, noch schöne Pferde, weder Werke der Kunst noch Bücher und Schauspiele. Seine Gemüthsart war heftig und auffahrend, beim geringsten Widerstand aber bewies er sich schwach und feigherzig. Ohne freigebig zu sein, spendet er Geld mit vollen Händen aus, ist filzig, wo er großmüthig, und verschwenderisch, wo er sparsam sein sollte. Die Strümpfe hängen ihm auf die kothigen Schuhe herab, welche nie geputzt werden; seine Kleidungsstücke sind immer schlecht, zerrissen und schmutzig. Oft geht er bloß in der Weste, ohne Halsbinde, mit einem sehr schmutzigen Hemd umher, das nur in jeder dritten Woche gewechselt werden durfte. — Diese unsaubere Lebensart blieb nicht ohne Folgen für seine Gesundheit. Sein Körper war immer mit Geschwüren bedeckt, die Füße waren geschwollen und das Gesicht bleich wie der Tod.

An dem Umgange mit verständigen und gebildeten Menschen findet der in seiner Erziehung verwahrlos'te Edelmann kein Behagen. Bediente, Leute aus dem Pöbel, sind seine Gesellschaft und täglichen Tischgenossen. Rene, der Sohn eines Steinpflasterers, Thonel ein Tischler, Marechal, der Sohn eines Taschners, und ein Dorfbarbier waren seine vertrautesten Freunde und Theilnehmer an allen Thorheiten. — Die Geschenke

und Renten, welche er seinen Lieblingen aussetzte, betrugen über eine Million Livres. Und während er diese Nichtswürdigen mit Summen überschwemmt, läßt er Rechnungen von armen Arbeitsleuten unbezahlt, wirft seinen alten und ehrlichen Verwalter mit einer zahlreichen Familie zum Schlosse hinaus, mißhandelt die Unglücklichen, welche Noth und Bedrängniß an seine Dienste ketten. So riß er einst das Kind seiner Gärtnerin aus der Wiege, und warf es durch's Fenster auf die Straße hinaus.

Da er den Wein bis zur Ausschweifung liebte, so war nichts empörender, als die Gelage, welche er mit seinen Freunden anstellte, und wobei Ausschweifungen begangen wurden, für welche die Sprache der Sittsamkeit keine Worte hat.

Das Sonderbarste an dem Ausgearteten war eine leidenschaftliche Vorliebe für kirchliche Ceremonien, Trauer- und Leichenzüge. Sobald er von einem Sterbenden hörte, ritt er zu ihm hin — nicht um vielleicht ihm oder seinen Verwandten einige Erleichterung zu verschaffen; denn dieß that er nie, wenn auch die äußerste Dürftigkeit das Mitleid besserer Menschen in Anspruch nahm, sondern nur um den letzten Hauch des Leidenden abzuwarten. Dann eilt er fort, holt Kerzen und Kreuz, bestellt den Sarg. Jetzt spart er keine Kosten, und feiert den Tod des Geringsten seiner Unterthanen mit der ausschweifendsten Pracht. So hatte er z. B. auf die Beerdigung des Kindes sei-

nes Schreiners, den er durch Nichtbezahlung mehrjähriger Arbeiten ins äußerste Elend gestürzt, mehr als zweimal hundert tausend Livres, verwandt!

Den Frohnleichnamstag feierte der Marquis auf seinem, bei Paris gelegenen Gute Brunoy — welches unter die reizendsten Besitzungen Frankreichs gehört, und vom Könige Ludwig XVIII. nach der Restauration dem Herzoge von Wellington zum Geschenke gemacht wurde — im Jahre 1772 und 1773 auf eine so prachtvolle Art, daß ganz Paris herbeiströmte. Fünfzig Fässer Wein, mehrere Wägen voll Limonade — dieser einzige Artikel kostete 15,000 Livres — wurden nebst andern Erfrischungen dem Durste der Herbeiströmenden Preis gegeben. Dreihundert Bauern in rothen, dreihundert in blauen Tressenkleidern, zu deren Kopfputz eine Menge Friseurs aus Paris verschrieben worden, eröffneten den prachtvollen, in seiner Art gewiß einzigen Zug. Unter diesen wogt der Marquis mit fliegenden Haaren, in einem schmutzigen schwarzen Kleide, wie ein Rasender herum, schlägt unter die Leute hinein, und ruft ohne Aufhören: „Hieher die Rothen! hieher die Blauen!“

Am Schloße befand sich der Hauptaltar, und an demselben ein Blumenberg, auf welchem fünftausend Blumentöpfe prangten. Um diese Blüthen gegen den Andrang der Menschen zu sichern, hatte der Marquis auf dem Schloßdache Männer mit Wasser-

spritzen aufgestellt, um diejenigen, welche zu nahe kämen, einzuweichen. Diese Annäherung blieb bei der Menschenmenge nicht aus, so daß Hunderte wider ihren Willen über die bezeichneten Linien gewaltsam hinaus gedrängt wurden. Nun ergossen sich die Wasserströme der Spritzen, die alles einwässerten und einen fürchterlichen Tumult erregten. Eine Unziemlichkeit, ein Scherz in religiosen Dingen erregen mehr, als andere Versehen, den Unwillen edlerer Menschen; und eine Geistesverwirrung, welche in solche Regionen streift, wird immer gefährlich.

Diese und ähnliche Thorheiten, die wahnsinnige Verschwendung, und Ausschweifungen ihres Sohnes, sah die unglückliche Mutter des Marquis als Augenzeuge, ohne etwas mit Erfolg dagegen unternehmen zu können. Sie bereuete zu spät, ihm in früher Kindheit stets seinen Willen gelassen und ihn verzärtelt zu haben. Der Kummer warf sie aufs Krankenbett, wo der Tod im Jahre 1772 ihre unbeschreiblichen Leiden endete. Der Marquis besuchte sie während ihrer langen Krankheit nur Einmal. Er unterhielt sie mit der Schilderung des Leichenzuges, den er ihr veranstalten wollte. Sie war noch nicht todt, als er hierzu schon alle Anstalten machte. Als er endlich die Nachricht von ihrem Verscheiden erhielt, kam er in eine große heitere Thätigkeit, ließ die Leichenbeamten bescheiden, zankte sich mit ihnen über ihre Forderungen tüchtig herum, und da am Tage der Beerdigung der bleierne Sarg einen Riß bekam,

so ließ er selben in seiner Gegenwart tödten, und bezeigte dabei die größte Unempfindlichkeit.

Noch beim Leben der Mutter hatte sich das Vermögen des Wüstling's auf fünf und zwanzig Millionen belaufen; nach ihrem Tode wich aber jeder Segen von ihm. Er gab sich der sinnlosesten Verschwendung hin, unterzeichnete mit der größten Bereitwilligkeit alle Rechnungen und Schenkungen, die man ihm vorlegte, meistens ohne den Inhalt zu lesen und brachte dadurch sein Vermögen in eine solche Verwirrung, daß die Behörden auf Ansuchen der Gläubiger, seine Güter verkaufen, und sich endlich selbst seiner Person bemächtigen mußten. Er wurde in das Kloster der Genovefer, und endlich in ein Capuzinerkloster bei St. Germain eingesperrt, wo er nach wenigen Monaten in eine Krankheit verfiel, auf dem Sterbebette sich seinen eigenen Leichenzug bis auf die geringsten Einzelnheiten anordnete und im März 1781 im drei und dreißigsten Lebensjahre, sein Leben voll Thorheiten endete.

Es wäre noch Manches von den wahnsinnigen Handlungen dieses Opfers einer schwachen Erziehung nachzutragen; aber das Gehörte mag hinlänglich sein, um auf eine erschütternde Weise die Aeltern, welche, im Genusse irdischen Glückes und im Gewühl der Geschäfte, die heilige Pflicht, über die Erziehung ihrer Kinder zu wachen, vergessen können, vor den schrecklichen Folgen eines solchen Benehmens zu warnen. Und Sie, meine jungen Freunde!

die vielleicht heute oder morgen eine abgeschlagene Bitte kränkt, die Sie dieses oder jenes Vergnügen hart entbehren und die Weigerung der Vorgesetzten Eigensinn schelten — mögen Sie in dem Schicksale des Sprößling's aus dem Hause von Brunoy erkennen, wie nöthig es sei, in früher Zeit gehorchen, entbehren, sich selbst regieren zu lernen. Möchten sie doch Alle zur Freude Ihrer Angehörigen, zu Ihrem eigenen Glück gedeihen!

Meine Lebensschicksale.

Am 22. März 1799 in dem fürstlich Sinzendorf'schen Schlosse zu Steinabrunn, in Nieder-Oesterreich, geboren, verlebte ich an diesem Orte die ersten Jahre der Kindheit. Mein Vater, welcher die Stelle eines Oeconomie-Pflegers (Burggrafen) verwaltete, war ein aufgeklärter, hellsehender Mann, der weniger aus Büchern, als durch einen gesunden Verstand und richtigen Blick, mit welchem er Welt und Menschen beurtheilte, gelernt und sich eine Lebensweisheit zu erwerben gewußt hatte, die ihn bei seinem durchaus rechtlichen und festen Character vollkommen glücklich machte. Von den Kinderjahren konnte ich aus dem häuslichen Leben meiner Aeltern die Lehre ziehen, wie wenig dazu gehöre, um zufrieden und glücklich zu sein; wie Thätigkeit, Genügsamkeit und das Bewußtsein erfüllter Pflicht weiter ausreichen zu einem ruhigen Genuße des Daseins, als die Sorge um aufgehäufte Summen und schwer erstrittene Vorzüge des Ranges und der äußeren Stellung.

Wir waren dreizehn Kinder, von welchen nur sechs am Leben blieben. Ich habe dem Umgang und den vertrauten Mittheilungen eines so edlen als

klugen Vaters, die mir in den Studien und reiferen Jünglingsjahren zu Theil geworden, wenigstens eben so viel, als den Schulen und Büchern zu danken. So streng sich mein Vater gegen mich in den Jahren des zarten Alters bewies, so milde, gütig und zuvorkommend ward er in den späteren Zeiten, ja, als ich in das philosophische Lyceum trat, schien er sich aller väterlichen Gewalt begeben zu haben; er war nicht mehr der ernste Richter meiner Worte und Handlungen, nur der liebende, theilnehmende Freund, dem man unbedingtes Vertrauen schenken, ohne Scheu selbst thörichte Jünglingspläne und unbesonnene Streiche mittheilen konnte. Ich glaube, daß er hierin seine Nachsicht zu weit getrieben, den er forderte schon von meinem siebzehnten Jahre an keine Schulzeugnisse, keine Rechenschaft über meine Ausgaben mehr.

Mein lieber, guter Vater gehört in die Reihe jener wenigen glücklichen Menschen, welche ihr ganzes Leben hindurch sich weder einen Neider noch Feind erweckt haben. Eine heitere, gesellige Laune, ein ruhiger, gemüthlicher Ton der Rede, die bescheidenste Ansicht des eigenen, die höchste Achtung des fremden Verdienstes, eine unbeschreibliche Herzensgüte, die sich selbst in seiner Strenge aussprach, gewann ihm Hohe und Niedere; dazu kam noch seine unbesiegbare Rechtschaffenheit, vor welcher sich selbst der minder Gute und Schlechte beugte. Seine Gastfreundschaft, eine bei der jetzigen Selbstsucht so seltene Tugend, war so groß, daß er oft um die Mit-

tags- und Abendzeit auf die Straße ging, und wenn er dort einen Reisenden traf, ihn freimüthig anredete, und einlud, mit ihm seinen kleinen Tisch in Frieden zu theilen. Ohne auf Ersatz zu denken, that er das Gute, und nirgends mehr in der Welt habe ich einen so hohen Grad von Uneigennützigkeit und Edelsinn getroffen.

Beging dieser guter Vater willenlos Einen Fehler in meiner Erziehung, so war es der, daß er den Ehrgeiz vor Allem zum Hebel der Ausbildung meiner geistigen Kräfte machte. Aus dieser angefachten Flamme entwuchsen mir große Leiden, herbe Prüfungen, und es bedurfte der Hälfte meines Lebens, um durch eine richtigere Ansicht der Dinge und Menschen jenen Frieden zu erlangen, welcher den Leidenschaftlichen immer flieht.

Meine Mutter, die Liebe und Güte selbst, war das Muster einer treu ergebenen Gattin, einer Alles opfernden Mutter, einer unermüdeten Hausfrau. Unter so vieler Liebe flossen die ersten Jahre meiner Kindheit in der Zurückgezogenheit des Landlebens heiter und glücklich hin.

Aber der schlimme Zustand der Dorfschule, in deren Nähe ich geboren ward, vermochte meinen Vater, mich schon im siebenten Lebensjahre einem sehr geschickten Schullehrer, ungefähr zehn Stunden von meinem Geburtsorte entfernt, in Unterricht und Pflege zu geben. Der Pfarrherr des Ortes bereitete mich für die lateinischen Schulen vor, welche ich denn nach drei Jahren auf dem Gymnasium zu

Nikolsburg mit günstigem Erfolge antrat. Ich kam in das dortige Seminarium des Piaristenklosters und hatte anfänglich mit meinem verweichlichten Körper und den Beschwerden einer größeren Anstalt der Art sehr zu kämpfen.

Die Rathschläge einer hochbejahrten Schwester meines Vaters, welche, als Witwe, von ihrer kleinen Pension in Wien lebte, brachten meinen Vater zu dem Entschlusse, mich zu dieser Tante in Aufsicht und Pflege, und auf das akademische Gymnasium zur Fortsetzung meiner Studien zu senden. Allein unter der Obhut und Leitung einer alten, schwachen Frau und dem etwas rauhen Regimente des damaligen Gymnasialdirectors Schönberger, fand mein reizbarer und lebhafter Geist wenig Behagen an den Studien. Ich war unaufmerksam und unruhig in der Schule, nachlässig in der Ausarbeitung der Aufgaben, endlich selbst bereit, wo ich nur konnte, mich dem Schulbesuch zu entziehen, so daß mein verdrüßlicher Lehrer meinem Vater den Rath gab, mich, als einen ganz talentlosen und störrigen Jungen, aus der Schule nach Hause zu nehmen und einem andern Stande zu widmen.

Ich hatte mir indessen in den Kopf gesetzt, Soldat zu werden, und auf meinen Knien bat ich meinen Vater diesen sehnsuchtsvollen Wunsch meines Herzens zu erfüllen. Mit gemessenem Ernste benahm sich mein edler Vater, in dieser, für meine ganze Zukunft entscheidenden Stunde. „Ich habe nichts gegen deine Standeswahl," sagte er „indessen

muß man für jeden Stand, und für den Militärstand insbesondere, Kenntnisse sich angeeignet haben; denn diese braucht man überall, und ohne wissenschaftliche Bildung ist der Soldat nicht mehr als eine Maschine, zu einem höhern Range nie geeignet noch brauchbar. Du wirst daher entweder deine Studien vollenden, oder irgend ein Handwerk erlernen.»

Man kann denken, daß ich bei meinem Ehrgeize die Fortsetzung der Studienbahn wählte. Wie sehr danke ich jetzt meinem guten Vater den damals bewiesenen Widerstand! Bei meinem schwächlichen Körperbau, welcher Pflege und Ordnung bedarf, bei der Liebe zur Bequemlichkeit, welche mir schon in jungen Jahren in hohem Grade eigen war, bei der in mir später entstandenen Abneigung gegen äußere Formen, welche im Militärstande eine wesentliche Sache ausmachen, bei meiner Liebe zur Häuslichkeit und Neigung für eine Heimat, welche der Soldat entbehren muß, — würde ich späterhin in einem so unvorsichtig gewählten Berufe weder nützlich, noch glücklich geworden sein. Es wird wenig Knaben geben, die nicht in gewissen Augenblicken, wo sie des, zu ihrem künftigen Glücke eingeleiteten Zwanges überdrüßig werden, meine damaligen Wünsche und Pläne mit derselben Heftigkeit und Gierde erfassen. Möchten sie, wenn sie diese Zeilen lesen, von meinem Geständnisse gerührt werden; möchten sie meine Erfahrung benützen; möchten sie endlich einen Führer auf ihrer Lebensbahn finden, welcher, wie mein Vater, mit gleicher Festigkeit spräche: „Alle Stände

kannst du wählen; doch keinen früher, bevor du nicht die Lehrjahre des Jünglings der Ausbildung deines Geistes mit vollen Kräften gewidmet."

Nachdem ich in den Ferienmonaten den Unterricht eines Geistlichen wohl benützt hatte, reisete ich (1810) mit meinem Vater, dem ich betheuerte, nie seine Lehren, nie seiner bewiesenen Güte mehr unwürdig zu werden, auf das Gymnasium nach Nikolsburg zurück, wo ich nach einer bestandenen Prüfung in die dritte Grammatikalclasse aufgenommen wurde. Mit dem glücklichsten Erfolge, immer in den ersten Reihen meiner Mitschüler, setzte ich meine Gymnasialstudien fort und vollendete sie eben so. Ich habe aus dieser Zeit mit vorzüglicher Dankbarkeit meines leider, als Humanitäts-Professor in Lemberg geschiedenen, Lehrers in den beiden Humanitätsclassen, P. Victorin Bieletzky zu erwähnen, welcher bei seiner Vorliebe für die deutsche Literatur den größten Einfluß auf die Bildung meines deutschen Styles genommen. In gleicher Beziehung war auch die von P. Bieletzky durch unterstützende Beiträge vieler Jugendfreunde begründete kleine Gymnasialbibliothek, zu deren Ordner und Custos mich die Güte meines Lehrers berief, sehr folgenreich für meine Ausbildung und Geistesrichtung.

Schon von den Jahren der Kindheit an zog ich jeder Zerstreuung das Vergnügen des Lesens vor. Freilich las ich auch Manches, was für meine Jahre hätte ungekannt bleiben können und wenigstens den Nachtheil für meine künftige Ausbildung hatte, daß

ich längere Zeit den gründlicheren und tieferen Studien abhold und mit jener verwerflichen Anmaßung erfüllt wurde, die mit der oberflächlichen Vielwisserei in stetem Bunde ist. Aber ich habe aus meiner Lectüre doch mehr Nutzen, als Nachtheil gezogen; ich habe dadurch mehr, als durch Schule und des Lehrers Vortrag erlernt, mein Gefühl in manchem Betrachte veredelt, meinen Verstand von Vorurtheilen und schiefen Ansichten gereinigt; ich habe durch frühzeitiges Lesen den Reiz der Wissenschaft kennen, die Literatur über Alles lieben und die Beschäftigung mit ihr allem übrigen Vergnügen und Reize des Lebens vorziehen gelernt. Man beurtheile die Heftigkeit meiner Lese-Leidenschaft daraus, daß ich, der immer hungrig war, noch als Knabe, um von einem selbstsüchtigen Mitschüler Campe's Schriften zu erhalten, von meiner spärlichen Kost den Braten (der nur zweimal in der Woche gereicht wurde) für acht Monate an den Darleiher abtrat und statt dessen mit einer Rinde schwarzen Brotes vorlieb nahm.

Ich beschloß meine Gymnasialjahre in Nikolsburg (1815) mit einer öffentlichen Rede bei der Preisevertheilung und nahm, da ich die philosophischen Studien an der Wiener Hochschule fortsetzen sollte, von den geliebten Lehrern und Mitschülern einen herzlichen und rührenden Abschied.

Meine Studien uud noch mehr die Nothwendigkeit, meine beiden Brüder gleichfalls auf ein Gymnasium zu senden, hatten die Casse des Vaters so bedrängt, daß in mir der Wunsch, mich in den Fa-

kultätsjahren durch eigenen Erwerb durchzubringen, rege werden mußte. Ich ging nach Wien und fand bald in einem, meiner Familie verwandten Hause ein freies Unterkommen, welches mir dafür den nöthigen Unterhalt gewährte, daß ich die drei Söhne desselben, welche die öffentlichen Schulen besuchten, unterrichtete. So begann ich denn unter nicht geringen Beschwerden (1816) — mit dem Berufe eines Hauslehrers, indessen ich selbst noch der Lehre und Erziehung bedurfte — meine philosophischen Studien, inzwischen Alles anwendend, mich zu einem brauchbaren Lehrer und Erzieher zu bilden. Meine Studien hatten guten Erfolg, und mit Rührung erinnere ich mich der Scene, in welcher bei meiner ersten Jahresprüfung der damalige Oberstkanzler Graf von Saurau, der ihr zufällig beiwohnte, sich mit Theilnahme nach meinem Geburtsorte, Aeltern und Schicksalen erkundigte, und mich seines besondern Schutzes versicherte. Schon im nächsten Jahre gab ich nach dem Systeme meines geliebten, edelherzigen Lehrers Rembold, dessen Vorträge meinen Geist ungemein ansprachen, öffentliche Wiederholungen aus der Logik, Metaphysik und Moralphilosophie, welche zahlreich besucht wurden, und aus deren Zuhörern Viele jetzt eine höhere Lebensstufe einnehmen, als ich sie je erreichen kann.

Uebel ging es mir hingegen mit meiner ersten Hofmeisterstelle. Meine drei lebenslustigen und studienfeindlichen Zöglinge wurden bald des unerfahrnen

und gutmüthigen Lehrers grausame Herren, ich hatte dazu noch das Unglück, ihrer Mama zu mißfallen, und so war es ziemlich naturgemäß, daß sich für mich bald kein anderer Ausweg darstellte, als diese Stelle, die ich nur sechs Monden unter Verdruß und Kummer bekleidet hatte, wieder zu verlassen.

Nun begann für mich eine Zeit trüber Erfahrung. Ich fand zur Noth eine einzige Correpetitionsstunde, welche mir sechs Gulden Conventionsmünze monatlich abwarf. In der bisher theuersten Zeit des gegenwärtigen Jahrhunderts (1816 und 1817) mußte ich von diesem kleinen Einkommen alle Bedürfnisse meines Lebens befriedigen. In einer feuchten, halb in der Erde liegenden Kammer am äußersten Ende der Augartenstraße in der Leopoldstadt mit noch einem armen Studenten in Gesellschaft wohnend, hatte ich manchen Tag kaum mehr als trockenes Brot zur Stillung meines Hungers. Mit dem äußersten Fleiße setzte ich meine Studien fort, ertheilte dabei pünctlich die, von meiner Wohnung ein und eine halbe Stunde entfernte tägliche Unterrichtsstunde auf der Landstraße, und war trotz allen dem für jeden meiner schwächeren Mitschüler, der mich um Nachhilfe bat, zu unentgeldlichen Correpetitionsstunden bereit. Merkwürdig ist es, daß in dieser Zeit der Armuth meine Uneigennützigkeit und mein Mitgefühl eine Größe erreichten, mit welcher sich meine Gesinnungen in jener Zeit, wo ich Einfluß und Geld erlangt, nicht messen dürfen. Ich besaß nur zwei Röcke und gab den Einen freudig jenem Studirenden, welcher

die Kammer mit mir bewohnte, als er seinen einzigen in Lumpen zerfallen sah; ich wies mit fast lächerlicher Großmuth die Mühevergeltung, von manchen Aeltern meiner reicheren Mitschüler dargeboten, zurück; ja, wenn ich mein geringes monatliches Einkommen erhalten hatte, konnte ich vor keinem Bettler vorübergehen, ohne ihm ein Paar Groschen gereicht zu haben; denn es machte mir die höchste Freude, auch mit der schmerzlichsten Aufopferung Jemanden eine angenehme Secunde zu bereiten.

Meine Lage änderte sich indessen bald. Es gelang mir, in dem Vicedirector der österreichischen Gymnasialstudien, Meinrad Lichtensteiner, einen Gönner zu finden. Von diesem wurde ich als Erzieher in eine ansehnliche Familie empfohlen, die mich unter Bedingnissen, welche allen meinen Bedürfnissen genügten und die Fortsetzung meiner Studien vergönnten, in ihr Haus aufnahm.

Nach mit dem günstigsten Erfolge absolvirtem Studium der Philosophie fühlte ich mich zu dem Studium der Medizin hingezogen; aber meine Natur stritt gegen meine Neigung, und trug endlich, nach hartnäckigem Widerstande, den Sieg davon. Ich konnte es nämlich nicht über mich bringen, in dem anatomischen Saale länger zu verweilen, ohne von Schauder, ja selbst von Ohnmachten befallen zu werden. Zudem besaß ich eine so lebhafte, ja fast krankhafte Phantasie, daß ich von den Symptomen einer Krankheit nur zu lesen brauchte, um sie in Folge der reizbaren Nerventhätigkeit sogleich an mir selbst

zu fühlen. Ohne die höchste Gefahr der Ansteckung hätte ich die Spitäler, deren Besuch für junge Aerzte unerläßlich ist, niemals besuchen können; und so erkannte ich selbst, daß ich, trotz des besten Willens, in dem practischen Theile dieser herrlichen Wissenschaft nie Besonderes leisten würde. Ich betrat daher (1819), gestehen muß ich es, mit einigem Widerwillen die juridischen Hörsäle. Indessen war ich in meiner pädagogischen Laufbahn vorgerückt, hatte mich bereits in eine angenehme äußere Lage, aber auch in solche Verhältnisse in einem ansehnlichen adelichen Hause gesetzt, daß ich vom weiteren Besuche der Hochschule abgehalten und zum Privatstudium der Rechte hingewiesen wurde. Dieß und die leider zu früh betretene öffentliche schriftstellerische Laufbahn hatten die traurige Wirkung, daß ich weder ein gelehrter theoretischer, noch gewandter practischer Jurist wurde, und daß die aufgerafften Kenntnisse dieses nützlichen und schätzbaren Faches nicht als Broterwerb, sondern nur zur allgemeinen Bildung meiner Welt- und Lebens-Ansicht dienen konnten.

Meine Lage hatte sich indessen so gebessert, daß ich meinem guten Vater einen Beweis meiner kindlichen Dankbarkeit in der Bereitwilligkeit, meine beiden Brüder in Wien die Studien fortsetzen zu lassen, geben zu können glaubte. Ich erfüllte mein gegebenes Wort. Da ich jedoch zu dieser Zeit eben keinen besonderen Werth auf das Geld legte, so hatte ich nicht viel zum Besten und gerieth oft in empfindliche Verlegenheiten, welche mir reichliche Gelegen-

heit boten, eines jener Bücher, das ich nach mehren Jahren unter dem Titel: „der Mensch und das Geld," herausgab, wohl zu überdenken und die Wurzeln jener wohlthätigen Lehren, die ich darin aufstelle, aus der Erfahrung und Praxis in mir keimen zu lassen. Auch in anderer Beziehung war ich — in früher Jugend, allzufrei hingestellt, von einer rasenden Wuth, in Journalen sehr untergeordneter Art ein anmaßendes Wort zu führen, beseelt, dadurch mit Schauspielern niederen Ranges und Leuten von nicht zu löblichen Sitten in Bekanntschaft gerathen, von einem ungeregelten Ehrgeize gestachelt, voll unruhiger Leidenschaft — in nicht geringer Gefahr, trotz der steten Warnungen eines guten Engels in mir, in einem gemeinen und nutzlosen Leben unterzugehen. Wie sehr ein besserer Geist in mir dagegen ankämpfte, mag die Schrift: „Was macht uns glücklich? (Wien, 1824, 2. Aufl. 1826, bei Fr. Tendler)," voll practischer Lehren, beweisen, die ich damals niederschrieb, als ich sie selbst so nöthig bedurfte.

Rettend wirkte für mich der von der Vorsehung geleitete Umstand, daß ich (1820) in das Haus des k. k. Hofrathes Hartl Edlen v. Luchsenstein kam, dessen biographische Skizze in dem 6. Bändchen, S. 57 dieses Werkes, zu lesen ist. Als dessen Secretär und Erzieher seines Enkels, von den edelsten Menschen umgeben, an Ihm, den ich mir bald zur Nachahmung wählte, mein Musterbild nehmend, kam ich bald in eine höhere, und, was mir am nöthigsten

war, in eine sehr sittliche und thätige Lebenssphäre. Hier lernte ich zum eignen und fremden Nutzen arbeiten, in meinem Gebieter und väterlichen Freunde, der mir bald das unbedingteste Vertrauen schenkte und meine Bemühungen äußerst freigebig lohnte, recht lebhaft erkennen, wie beseligend das Bewußtsein streng erfüllter Pflicht und voller Hingebung an seinen Beruf ist. Von Hartl lernte ich Arbeitsamkeit, Fügsamkeit, eine weise und geregelte Oeconomie kennen. Ja, ich bildete mir (theils durch die freigebigen Schenkungen meines väterlichen Freundes, theils durch den Gewinn der ersten Staatsobligation, welche ich mir erkaufte, und die in einem der sogenannten schwarzen Bergwerksproducten-Lose bestehend, bald nach dem Ankaufe, mit einer ziemlich bedeutenden Prämie gezogen wurde) einen Vermögensfond, welcher mich von dem Extrem der Verschwendung, zum Extrem der Knauserei, des Mäckelwesens, ja sogar des schmutzigen Geizes führte. Im Verfolge wird der Leser die Ursache einer bessern und edlern Richtung meines Geistes in einigen mißlungenen Speculationen und theuer bezahlten Erfahrungen erklärt finden. Mit der Abnahme meines Geldes hatten Vernunft und Gemüth fast in gleichem Verhältnisse zugenommen; und aus dieser Verirrung war mir eine ganz eigene Ansicht von dem traurigen Glücke so manches beneideten Reichen geblieben. Von diesem Augenblicke an äußerte sich das unterbrochene Streben für Wissenschaft in mir auf's Neue, und zwar in einer festeren Richtung. Aber

es blieben mir immer aus jener Finanzperiode Nachwehen zurück, welche ich zum Theile jetzt noch empfinde. Meine Freunde und die nächste Umgebung ließen nähmlich den Wahn, daß ich reich sei, oder doch größere Einkünfte als Ausgaben habe, nimmer mehr fahren. Alle Folgen eines solchen Rufes trafen mich fortwährend. Jeder, der nur das fernste Recht auf meinen Beistand zu haben meinte, forderte ihn als Pflicht; und was ich auch, oft mit wahren Entbehrungen und empfindlichen Opfern, gethan, ward als die einem Geizigen abgedrungene karge Gabe verschrieen. So sah ich Feinde und Neider neben mir wachsen, die, wenn sie richtiger in meine Casse und mein Herz gesehen haben würden, Freunde geblieben oder geworden wären. In der That habe ich seit dieser Periode das Geld nur immer als ein nothwendiges Uebel angesehen, und darauf keinen andern Werth gelegt, als jenen, welchen mir die Bedürfnisse des Lebens und seine Anforderungen abnöthigten. Und doch war ich eine so lange Reihe von Jahren hindurch zu der grausamen Rolle verurtheilt, alle Lasten eines Reichen zu tragen, ohne in der Lage zu sein, dessen Annehmlichkeiten zu genießen!

Indessen waren diese hundertfältigen Erfahrungen auch von großem Nutzen für meine Lebensansichten. Ich hatte endlich die richtige Ansicht von dem Erwerb und Gebrauch der irdischen Güter errungen, eine Gleichgiltigkeit gegen allen Flitter, eine Gemüthsruhe und einen Seelenfrieden gewonnen, den

ich für den einzigen und größten Reichthum des Menschen halte, und den mir weder künftige Glücksfälle noch die Tücken des Mißgeschickes zu rauben im Stande sein werden. Ueberschleicht mich auch manchmal der Wunsch, das Nöthige leichter und in größerem Maße zu erwerben, als es wirklich der Fall ist, so entstand dieses Verlangen nicht um meinetwillen (der ich gelernt habe, mit sehr Wenigem glücklich zu leben), sondern um meiner Familie oder Dürftiger wegen, deren Lage ich gerne bessern möchte, und doch nicht immer zu bessern vermag.

Als mein Wohlthäter und Gönner, der Hofrath von Hartl starb, blieb ich eine kurze Zeit bei seiner zurückgelassenen Familie. Ein Ruf nach dem k. preußischen Schlesien, in einer der ersten Familien des Landes unter vortheilhaften Verbindungen eine Erzieherstelle anzunehmen, führte mich (1823) an der Hand des k. preußischen Erb-Land-Hofmeisters Grafen Schafgotsche für ein Paar Jahre aus meinem Vaterland. Ich verlebte, theils in Breslau, Warmbrunn und Berlin eine sehr glückliche Zeit, fand Gelegenheit, achtbare Verbindungen anzuknüpfen, und kann es sagen, daß von diesem Lande aus mir der Glücksstern aufgegangen. Ich fand dort Freunde, welche mich nie mehr verließen, mit wohlwollender Hand in mein Geschick eingriffen, und meine Liebe zur Literatur vergalten und förderten.

Ich hatte die Schriftstellerei in Wien mit einem Leichtsinne und einer Kühnheit öffentlich zu betreiben

angefangen, wie sie, ohne den moralischen Tod eines Schriftstellers nach sich zu ziehen, selten begonnen wird. Ein verunglücktes Drama (1822) und die hierdurch rege gewordenen Umtriebe meiner Gegner hatten eine bessere Richtung zur Folge. Ich warf mich auf ein Fach, für welches ich Beruf und einiges Geschick in mir fühlte, und begann schon in Wien mit meinen Erziehungs- und Volkschriften, welchen im Jahre 1825 die Gründung der „Feierstunden" folgte.

Diese Zeitschrift, welche zuerst in monatlichen Heften erschien, trug anfangs nicht die Physiognomie eines sehr langen Daseins. Erst als ich sie mit meinen neuen Freunden von Schlesien aus in Wien herausgab, wuchs das Unternehmen, und ich erkannte bald mit richtigem Blicke, daß es fast möglich wäre, darauf eine Existenz zu begründen. Diese Hoffnung und eine sehr gefährliche Krankheit meines Vaters, welche bei seinem hohen Alter dessen Tod voraussehen ließ, verbunden mit den Wünschen und Bitten meiner Mutter und Geschwister, sie in diesem traurigsten Augenblick nicht ohne meinen Rath und meine Hilfe zu lassen, vermochten mich, meine günstige und angenehme Stellung im Ausland aufzugeben, und nach dem geliebten, trotz aller Vortheile auf fremder Erde, doch immer hart entbehrten Vaterlande zurückzukehren. Unter den Beweisen der zärtlichsten Theilnahme meiner Gönner und Freunde aus den höchsten Ständen, verließ ich das Königreich Preu-

ßen, welches in mir nur dankbare Erinnerungen zurücklassen konnte.

Meine traurigen Ahnungen in Betreff meines Vaters bestätigten sich leider. In den wenigen Jahren, als ich das väterliche Haus nicht gesehen, fand ich bei meiner Rückkehr Alles verändert, alles trauriger, viel älter geworden. Bis zu dem ergrauten Kettenhund herab, der mich sogleich erkannte und mit fast erblindeten Augen und hagerer Gestalt sich zu meinen Füssen drängte, merkte ich überall die Spuren des grausamen Zahnes der Zeit. Die lebhafte Regsamkeit meiner Mutter, welche in der häuslichen Uhr die Alles in Umschwung setzende Triebfeder war, schien erlahmt bei dem traurigen Blick auf Denjenigen, der die Seele des Ganzen gewesen. Zwei meiner jüngern Geschwister waren im Hause anwesend; und wenn auch das blühende Leben vom Anblick des Hinsinkenden weniger ergriffen wird, weil es von der Gewalt des Todes kaum eine Ahnung hat, so drückten doch alle ihre Züge wehmüthige Besorgniß aus. Der ganze Haushalt kündete einem aufmerksamen Beobachter das baldige zu Ende Gehen des Erhalters von Allem an; selbst der sonst so belebte Hühnerhof war nur mehr von wenigem alten Federvieh bewohnt, die Dienstleute schienen verdrossen oder gebeugt; überall fehlte jenes harmlose Wesen, wovon mir in der Erinnerung an meine Jugendjahre so heitere Bilder vorschwebten.

Am deutlichsten las ich die Zukunft am nächsten Morgen in den Zügen, in der gebeugten Gestalt,

in dem Geisteszustande des Vaters. Bleich und abgezehrt in den theuren liebevollen Gesichtszügen; die sonst so feurigen Augen matt und feucht, die sonst feste und aufrechte Gestalt fast gekrümmt — fehlte seinem Körper wie seinem Geiste alle Lebendigkeit und Energie, welche sonst beim ersten Anblicke ihre Ansprüche geltend machte. — Doch, wozu eine lange, traurige Schilderung Alles dessen! Acht Tage darauf, am 22. Mai 1827, sank der edelste der Menschen in den ewigen Schlummer, indem sich die reine Seele von einem fast zerstörten Körper nach den Höhen ewiger Freude und Glückes emporgeschwungen hatte — —

Nachdem ich meine Mutter und eine Schwester zu mir nach Wien genommen, begann ich mit regem Eifer an meinen Feierstunden weiter zu arbeiten. Ich erhielt (1827) von der k. k. Polizei- und Censur-Hofstelle die Bewilligung, diese periodische Schrift als Zeitschrift wöchentlich zweimal, und im nächsten Jahre wöchentlich dreimal erscheinen lassen zu dürfen. Mein wirklich unermüdeter Eifer und die regste Unterstützung, welche ich in immer größerer Ausdehnung von den ersten Gelehrten meines Vaterlandes und Vielen des Auslandes genoß, hoben dieses Unternehmen so, daß es, als Kinderschrift begonnen und größtentheils aus Sammlungen fremder Aufsätze und Erzählungen bestehend, sich immer mehr einer wissenschaftlichen Tendenz nähernd, im Jahre 1830 schon einen geachteten Rang in der deutschen Journalistik einnahm, bald an 2000 Ab-

nehmer gewann und somit eine solche jährliche Rente abwarf, daß ich selbst die Existenz meiner Familie hierauf begründen konnte. Fest an dem Grundsatze haltend, „das Gute in den Ideen der Neueren mit dem Guten in den Ideen der Alten zu vermitteln und zu vereinen; das Schlechte aber in beiden rücksichtslos zu verfolgen," wußte ich dem Blatte einen Charakter aufzudrücken, welchem ich immerdar treu blieb, indessen es Grundsatz vieler Zeitschriften ist, keinen zu haben. Meine wahrhaft redliche Tendenz, nach allen Seiten hin vielfach zu nützen und wissenschaftlichen Sinn und Streben zu fördern, ward, wenn auch von den Finsterlingen hier und da beirrt, und von Andern kaum verstanden, doch von den Edleren und Bessern meines Vaterlandes immer gewürdigt.

Mehre Auszeichnungen waren die Folge dieses meines unverrückten Strebens. — Nachdem ich 1823 bis 1825 als Secretär der herzoglich-sächsischen Legation während der Abwesenheit meines unvergeßlichen Gönners, des Minister-Residenten, Friedrich Freiherrn von Borsch, mit den Geschäften dieser Höfe beehrt worden war, zeichnete mein edelster Gönner, der hochwürdigste Bischof von Breslau und Johannisberg meine nützlichen wissenschaftlichen Bestrebungen und, wie sich sein Decret vom 23. Februar 1830 ausdrückt, „meine vielseitigen Verdienste, welche ich mir durch Volks- und Jugend-Schriften um eine vernunftgemäße und reli-

giöse Bildung der untern Stände und der studirenden Jugend im In- und selbst im Auslande erworben habe" — dadurch aus, daß Er mich zu Seinem Rathe ernannte.

Wenn mir gleich meine wissenschaftlichen Bestrebungen und vor Allem mein frühzeitiges Schriftstellern eine ruhige und ganz sorgenlose Berufslaufbahn verschlossen, mein reizbares Gemüth durch traurige Erfahrungen, bittere Kämpfe gegen Bosheit und Dummheit, gegen Neid und die Macht der Vorurtheile, tief verletzt haben; so wußte ich mir doch in späterer Zeit durch ein immer gleiches Benehmen, durch eine warme Anhänglichkeit an die, welche ich achten oder lieben konnte, durch das unverrückte und unermüdliche Streben, ohne Eigennutz, selbst mit eigener Aufopferung Jedem, der meines Rathes oder meiner Hilfe bedurfte, willfährig und nützlich zu sein, auch viele Gönner und Freunde zu erwerben. Aus der Nähe und aus der Ferne erhielt ich in den spätern Zeiten die schmeichelhaftesten Beweise von Theilnahme, Anerkennung und Achtung. Von mehren Kunst- und Wohlthätigkeits-Anstalten erhielt ich oft, ohne nur von ihrer Existenz zu wissen, ehrenvolle Beweise der Anerkennung meines Strebens in zugesandten Diplomen, welche mich zum Ehrenmitgliede oder Mitgliede ihrer Vereine ernannten.

Mein, in jugendlicher, nach vielen Richtungen hin sich spaltender Thätigkeit, etwas bewegtes Leben ward durch meine Verehelichung ruhiger und frie-

denreicher. Ich feierte am 28. September 1830 meine kirchliche Verlobung mit der liebenswürdigen Tochter des k. k. Hofrathes und staatsräthlichen Referenten, Joseph von Mandory. Nicht der leiseste Eigennutz, noch irgend eine Berechnung, sondern bloß gegenseitige Achtung und Liebe hatten dieses Eheband gestiftet. Beglückt durch die Tugenden meiner Marie, lernte ich einsehen, daß ein wahrer, dauernder Lebensgenuß nur in dem Ehestande möglich sei; daß erst mit dem Tage, wo der Mann sein eigenes Haus gründet, als Freund und Beschützer eines ihm ganz ergebenen Wesens dasteht, sich vor dem wirren und frivolen Treiben der ränkesüchtigen und eckeleitlen Welt in sein Heiligthum flüchtet — jeder Rechtliche, von der Wichtigkeit seines Standpunktes als Mensch und Bürger erfüllt, begründete Ansprüche auf Achtung zu machen vermöge.

Mein häusliches Glück wurde am 7. September 1831 durch die Geburt meines Sohnes Julius (Karl Maria Joseph), und am 10. October 1833 durch jene meines zweiten Sohnes Ottoka. (Franz Maria) noch sehr erhöht.

Ich habe allerdings in meinem Leben so Manches verfehlt. Falscher Ehrgeiz in den Jahren der Jugend, Unerfahrenheit und irrige Ansichten von dem Leben haben mich das gekostet, was die Menge ein ganz sorgenloses und beglücktes Alter nennt. Ich kann nicht Jenen beigezählt werden, die überall und um Alles, was Gunst verleiht, demüthig nach-

suchen. Da mir ein gewisser Grad von Unabhängigkeit das höchste Gut schien, so habe ich auch nie um die Verpflichtungen eines öffentlichen Amtes mich beworben und bin einfacher Privatmann geblieben. Bei einem verträglichen Sinne; bei dem guten Willen, das Vorzügliche überall, wo ich es fand, anzuerkennen; bei dem fest beibehaltenen Grundsatze, an Niemand unbillige Ansprüche zu machen und von Keinem das zu begehren, was ich in selber Lage nicht auch freudig gewährt haben würde: kann ich im geselligen Leben nur eine angenehme Stellung behaupten. Welche ehrenvolle Verbindungen ich schon in den Jünglingsjahren geschlossen, und wie vieler großer, edler und ausgezeichneter Männer Huld ich mich erfreut habe, kann man zum Theil aus den Zueignungen meiner Schriften, die ich alle ohne das geringste Interesse gewählt habe (es hat mir auch keine etwas eingetragen), ersehen. Nie habe ich Jene, welche mir wohlwollten und die mir ihre Zuneigung schenkten, zu meinen Zwecken benützt. — Drei Mal in meiner ersten Lebenshälfte hat mir das Glück seine Hand dargeboten; zwei Mal habe ich es stolz von mir gewiesen, weil mir Zartsinn und Uneigennützigkeit über alle zufällige Gunst der launenvollen Fortuna galten und als das Glück zum dritten Male meine Thür besuchte, that ich sie zu spät auf. Ich verstehe unter Glück hier den irdischen Reichthum; denn Seelenfrieden und Ruhe, die Zufriedenheit mit mir und meiner Lage — was man eher Glückseligkeit,

als irdisches Glück, nennen sollte — war niemals von mir gewichen. Der Grundstein meines Glückes war meine Genügsamkeit, und, selbst in solchen Augenblicken, wo Manches drückend auf mir lastete, wo meine Aufopferung und Hingebung mit tief schmerzendem Undank gelohnt, wo ich verläumdet, verfolgt, verkannt wurde — flog nur eine leichte Wolke über den Himmel meiner Zufriedenheit, denn, was mich immer tröstete und jedesmal wieder heiter stimmte, war ein ganz ruhiges, von keiner Schuld belastetes Gewissen.

Nun noch einige Worte von dem pekuniären Erfolg meiner Schriftstellerei. Es gab eine Zeit, wo mir Neid und Schelsucht im Geträtsche der mündlichen Rede und in Flugblättern den kränkenden Vorwurf machten: meinen literarischen Bestrebungen liege Gewinnsucht zum Grunde, und ich verstünde es wohl, „mir im Rohre die Pfeifen zu schneiden." Nie hat die Verläumdung einen ungerechteren, grundloseren Ausspruch gethan. Ich habe indessen mir Mittel zu schaffen gewußt, dieses Gerede auf eine unwidersprechliche Weise zu widerlegen — ich griff zur Oeffentlichkeit und legte in der Schrift: „Der Studirende auf gutem Wege zum Ziel," eine begründete, ausführliche Rechnung über den Ertrag aller meiner Schriften vom Beginn meiner Laufbahn 1819 bis zum Jahre 1833. Keiner meiner Verleger konnte diesen sprechenden Zahlen eine Widerrede entgegnen.

Aber eine so gewissenhafte Berechnung mußte

meine Neider auch mit Scham erfüllen; sie zeigte nicht nur meine Uneigennützigkeit in's Besondere, sondern ließ im Allgemeinen einen Blick auf die literarischen Verhältnisse werfen. Ihr zu Folge kann ich meine schriftstellerische Laufbahn, welche bis heute 16 Jahre umfaßt, in drei Perioden eintheilen. In den ersten 6 Jahren machte die Literatur nur Ansprüche an mich selbst in pekuniärer Hinsicht. Ich habe, theils mit Auflagen auf eigene Kosten veranstaltet, theils mit andern, dem Zweck durch die Presse bekannt zu werden, gewidmeten Opfern eine schöne runde Summe in die Welt geschlagen. — Die folgenden fünf Jahre möchte ich die unfruchtbaren nennen, denn der Ertrag meiner Schriften war so gering, daß ich nach einer zehnjährigen Thätigkeit, die Bilanz ziehend, für den Druckbogen im Allgemeinen kein höheres Honorar als 3 fl., sage: drei Gulden Conv. Mze., errungen hatte. Wahrlich kein höherer Betrag, als ihn die Copie der Arbeit gekostet haben würde, denn ein Druckbogen umfaßt viele Handschrift und kostet Tage, Wochen, ja Monate Arbeit.

Gestehen muß ich, daß ich in den letzten fünf Jahren einen anständigen Lohn für meine Arbeit fand, daß mir vorzüglich die „Feierstunden" in J. P. Sollinger's Verlage einen nahmhaften Ehrensold abwarfen und jeder Artikel, den ich von dieser Epoche in den Buchhandel lieferte (nach den Begriffen des hiesigen, und nicht des ausländischen Büchermarktes) gut bezahlt wurde. Aber wer wird

dieß übel nehmen. Ist nicht jede Arbeit ihres Lohnes werth, und gebietet mir die Pflicht, für die Meinen zu sorgen, nicht, das hinzunehmen, was man mir freiwillig anträgt und mit Freude leistet? Daß ich den Ruf der Ordnungsliebe, der Pünktlichkeit und vor allen jenen einer billigen Handlungsweise bei Allen, die mit mir in Verbindung stehen, verdiene, glaube ich ruhig behaupten zu dürfen.

Die Herausgabe dieses Werkes, welche ich auf meine Kosten unternommen und dessen Ertrag ich meinen Kindern bestimmt, mag auch zum Belege des Obigen dienen. Der Druckbogen desselben, (dessen Kosten man sonst durchgängig auf 6 kr. berechnet) kömmt nach dem von mir gestellten Preise im Verhältnisse zu den bedeutenden Kosten der Auflage (Umschlag und Binden eingerechnet) nur auf 2 kr.! — Ich habe daher nicht bloß für mich und die Meinen (denn trotz des Gelingens der Unternehmung bleibt der Gewinn nur klein), sondern auch für die ärmern Classen, in welchen ich das Werk verbreitet wünschte, in reiner Gesinnung gedacht. Möge dieses auch Segen stiften, mögen meine Söhne und Alle, die mich lieben, darin ein Denkmahl meiner Hingebung und Liebe finden!

Skizzen zu meiner Lebensgeschichte.

1.) Vater Meinrad und der arme Student.

Dr. Meinrad Lichtensteiner, Priester des Benedictiner-Ordens zu den Schotten und Vice-Director der Gymnasialstudien in Oesterreich (gest. 1834) lebte in Wien ganz seinem menschenfreundlichen Wirkungskreise. Wohl schwerlich hat es je einen Schulmann gegeben, der mit solcher regen Thätigkeit und mit solcher aufopfernden Liebe für die Jugend, kein Vergnügen in der Welt kannte, als jenes, welches er aus dem Gedeihen seiner humanen Bemühungen schöpfte. Alt und Jung hielt sich an ihn, wie an einen Freund und Gönner, Wohlthäter und Vater; und wohl gab es kaum Eine Familie in Wien, die ihm nicht dankbar verpflichtet gewesen wäre. Deßhalb war sein Name in Aller Munde. Man vergaß über die Liebenswürdigkeit, die in seinem wohlwollenden Wesen herrschte, die Würde, welche er auf der hohen Schule bekleidete, und den Standpunct, auf welchen ihn die Vorsicht zum Wohle der Menschheit erhoben. Insgemein nannte man ihn bloß: den Vater Meinrad — oder: den guten Meinrad.

Die allgemeine Hochachtung und Liebe, welche das Herz aller Edlen, und der dankbaren Jugend besonders, für diesen Biedermann erfüllte, ward durch den Jubelruf, der sich in rauschender Freude vernehmen ließ, als derselbe 1829 zum Rector Magnificus der hohen Schule erwählt wurde, recht ersichtlich. Wohl Wenigen, welche diese Würde bekleideten, ward mit solch' inniger Lust das „Lebe hoch" zugerufen. Der Enthusiasmus kannte keine Gränzen, die jungen Leute priesen laut seinen Namen und das höchste Entzücken strahlte aus ihren Augen. In öffentlichen Blättern las man Gedichte, welche diese Wahl ehrend feierten; der würdige Hohler, Meinrad's redlicher Freund, besang sie in einer lateinischen Ode, und mit ihm pries sie die innere Stimme eines Jeden, welcher das österreichische Studienwesen und die Verdienste Meinrad's um dasselbe würdigt und ehrt. Keiner aus allen Schulmännern wurde so geliebt, wie Vater Meinrad es ist; aber auch Keiner hatte solchen Anspruch darauf.

Vater Meinrad war die Geradheit und Offenheit selbst. Er haßte nichts mehr, als Ceremonie und Umschweife. Seine Schüler waren ihm alle gleich lieb, ob reich oder arm, hoch oder nieder geboren. Wenn sie nur ihre Pflichten erfüllten, so fanden sie alle mit derselben Liebe und Wärme in ihm einen Gönner und Freund. Voll innerer Güte und Nachsicht fand ihn der Leichtsinn stets zum Vergeben bereit; die Schuld, ward sie ernstlich bereuet, war bei Niemanden leichter vergessen, als bei ihm; und grollt' er auch mit

äußerem rauhen Wesen — die jungen Leute wußten es wohl, daß in seinem Innern nur Liebe und Wohlwollen herrschte. „Er ist ein kostbarer Diamant in seiner Hülle," sprachen die Erfahrnen; „Er ist ein gar so guter alter Herr!" jubelte die Jugend.

Unter allen trefflichen Eigenschaften Meinrad's war sein wohlthätiger Sinn die vorherrschende. Derselbe erstreckte sich auf alle Nothdürftigen, die Hilfe brauchten und dieselbe verdienten. Aber vor Allen waren arme Studirende seinem Herzen werth; und verdiente Einer aus Diesen Unterstützung, immer hat sie er bei diesem Biedermanne gefunden. Merkwürdig ist die Sorgfalt, die Aengstlichkeit, und unermüdete Beharrlichkeit, mit der Vater Meinrad nichts unversucht ließ, der Studirenden Glück zu gründen und zu befördern. Rath und That, Empfehlung und Hilfe — Alles ward angewendet, um dieses Ziel zu erreichen. Hunderte bekleiden die ehrenvollsten Posten; Tausende leben vergnügt, sorglos und heiter; und wenn sie die Hand ans Herz legen, so müssen sie offen gestehen: „der schlichte Vater Meinrad war es, dem ich verdanke, was ich habe und bin."

Nur Einen aus den vielen Zügen dieser Art, die sich von Mund zu Mund über Vater Meinrad's Menschenfreundlichkeit fortpflanzen, will ich meinen Lesern mitgetheilt wissen. Er wird in Oesterreich Theilnahme finden, in jenem herrlichen Lande, wo

alles Gute zum Herzen spricht und verwandt mit dem eignen Bewußtsein ist.

Es mögen ungefähr dreizehn Jahre sein, als in den düstern Gängen des Benedictiner-Klosters in Wien ein junger Mensch scheu und bekümmert herumirrte. Man sah es ihm an, daß er etwas suche, aber unsicher war sein Tritt und die Haltung seines Körpers verrieth Kummer, und in den Augen glänzte manchmal eine schüchterne Thräne.

Wie er so auf jede Thür furchtsam hinblickte und unschlüssig in seiner Wahl, an welche er klopfen sollte, mit zurückgehaltenem Athem und gekrümmtem Finger vor einer derselben stand — fühlt er eine Hand auf seiner Schulter, und wie er sich erschrocken umwendet, sieht er einen Priester vor sich stehen, mit ernster, aber freundlicher Miene. „Wen suchen Sie?" fragte Dieser ihn rasch. — „„Ich suche den Herrn Präfecten des Gymnasiums hier."" — „Und wer sind Sie, junger Mensch? — „„Ein armer Studirender, Hochwürdiger Herr! Mit vielen Aufopferungen haben meine guten Aeltern meine Studien bis zur akademischen Laufbahn gefördert. Jetzt aber muß ich selbst mein weiteres Fortkommen suchen; denn sie sind nicht reich, und das Wenige, so sie besitzen, bedürfen Jüngere meiner Geschwister. — Da hat man mir denn gesagt, daß nur Einer helfen könne in meiner schwierigen Lage; und dieser Eine ist der, den ich suche."" — „Kommen Sie in mein Zimmer; den Sie suchen, ich bin es."

Weiter sprach er nichts und ging mehre Schritte, bis er endlich vor einer der Thüren hielt, sie öffnete und ihn eintreten hieß. Der arme Student war überrascht. Der entscheidende Augenblick, von dem sein Glück abhing, war gekommen; es schien, als fühlte dieses sein erschüttertes Gemüth. Und wie ihm geheißen worden, so that er und folgte.

Lange betrachtete ihn Vater Meinrad mit einem ernsten durchdringenden Blicke. Sprachlos und sein Urtheil erwartend, stand ihm gegenüber der Jüngling. — „Haben Sie Ihre Zeugnisse bei sich?" — Er reichte sie ihm. — „Diese sind gut, — Ihr Gesicht ist offen — Sie erwecken meine Theilnahme. Womit vermag ich Ihnen zu helfen?" — Der väterlich gütige Ton, in dem diese Worte ausgesprochen wurden, erfüllte den Jüngling mit freudiger Hoffnung; ein edles Feuer belebte ihn plötzlich; und da sagte er ihm denn, wie er so sehnlich wünsche, einen großen Theil seines Lebens dem Unterricht und der Erziehung der Jugend zu weihen. Er wollte dabei seine höhere Bildung vollenden und sich tüchtig machen, in der Welt mit Kraft und redlichem Eifer Gutes zu wirken.

„Die Bahn, welche Sie zu betreten wünschen, ist viel schwieriger, als Sie denken. Denn mit dem guten Willen allein ist hier nicht Alles gethan; man muß viele Fähigkeiten und gründliches Wissen besitzen. Welche Opfer fordert

überdieß der Lehr- und Erziehungsstand! und gibt es wohl Einen in der Welt, welcher dem gröbsten Undanke mehr ausgesetzt wäre, als dieser? Wer daher sein Glück wo anders, als im innern Bewußtsein zu suchen gesonnen ist, halte sich immer entfernt von einer Laufbahn, auf welche so Viele sich hindrängen und für die so Wenige auserwählt sind."

Da schilderte ihm denn der Jüngling seine Neigung für diesen Stand, seine Genügsamkeit und die redliche, uneigennützige Liebe, welche ihn an seine jüngeren Brüder knüpft. Er schwor es ihm hoch und theuer in seine Hand: „Immer die Jugend zu lieben, überall, wohin ihn sein Lebenslauf führen würde, für sie nützlich zu wirken."

Der ehrwürdige Mann wurde sichtbar gerührt. „Ich will für Sie sorgen," sprach er, und in dem Tone seiner Rede lag so viel Trostreiches, daß der Jüngling mit der süßesten Hoffnung erfüllt, seinen Tröster verließ. — Er hatte sich nicht getäuscht; denn schon am nächsten Tage war er in eines der angesehensten Häuser der Stadt als Lehrer und Erzieher empfohlen. Als er mit zitternder Freude die Hand seines Wohlthäters an die Lippen drückte und vergebens nach Worten haschte, das tiefe Gefühl der Dankbarkeit in Laute zu kleiden, sprach der würdige

Gönner: „Vergessen Sie nie, was Sie mir gestern versprachen. Erfüllen Sie immer Ihre Pflicht und werden Sie nützlich der Welt, so sehr Sie es immer vermögen.“

Und der Jüngling gedachte stets der freundlich mahnenden Worte. Er wuchs heran und stieg zusehend in seiner Laufbahn. Unter vortheilhaften Einflüssen nahm er an Bildung zu, und schon zehn Jahre nach diesem Ereignisse trat er als vaterländischer Schriftsteller auf. Aber sein erstes Werk war dem Gründer seines Glückes gewidmet.

„Als ich, ein armer studirender Jüngling“ — sprach er in der Zueignungsschrift dieses Buches zu ihm — „ohne alle Aussicht und Hilfe, scheuen Schrittes, das gastfreundliche Wien betrat — da waren Sie es, der sich des Unbekannten mit menschenfreundlicher Güte und väterlicher Sorgfalt annahm, den Verlassenen durch Rath und That unterstützte. — Ich setze eine Ehre darein, es öffentlich sagen zu können, daß ich Ihnen meine Bildung, mein Wissen, das Glück meines Lebens schulde. Und wenn ich aus den Vielen, die Ihrem humanen Wirken Alles verdanken, nicht der Einzige bin, so will ich doch, was ein tiefes und erkenntliches Gemüth anbelangt, aus Allen der Erste sein.“

Stets blieb der Jüngling dieser Gesinnung treu. Das Schicksal änderte Vieles mit ihm; glückliche und widrige Ereignisse trafen ihn Schlag auf Schlag;

aus jenen zog er Vortheil, aus dieſen Weisheit für's Leben; er weihte der Literatur die ſchönſten Tage ſeines Daſeins, ſeine Thätigkeit wuchs mit den Jahren und auf ſeinen erſten ſchriftſteller'ſchen Verſuch folgten bald viele, welche die Leſewelt mit Nachſicht und Ermunterung aufnahm; aber er blieb ſich in ſeiner Dankbarkeit gegen ſeinen Wohlthäter immer gleich, und es gibt unter ſeinen literariſchen Verſuchen nicht Einen, in dem er nicht des gegebenen Wortes gedacht hätte: die Jugend zu lieben und ihr nützlich zu ſein auf allen ſeinen Wegen.

Dieſer arme Student — wer hat es nicht ſchon errathen? bin ich vor dreizehn Jahren geweſen. Das Schickſal war meinem Streben nicht unhold und hat mir einen Standpunct beſchieden, von dem ich ruhig in die Zukunft zu blicken vermag.

Dem Vater Meinrad verdank' ich mein Glück. Unabhängig, wie ich nun daſtehe, ruf' ich ihm noch in die andere Welt, in die er mir vorausgegangen, freundlich die Worte zu: „Der Allgütige möge Dich reichlich ſegnen, du Guter! Dich ergetzen, lieber Gärtner, mit dem fröhlichen Anſchau'n jener fruchttragenden Bäume, welche du milde gepflanzt und ſorgſam gewartet."

2.) Es diente ihm zur guten Lehre.

Wenn Jeder aus uns, auch der Unbedeutendste, seine Lebensereignisse und Erfahrungen aufrichtig mittheilen wollte — gewiß, es würde Keinem an solchen fehlen, welche unser Interesse in Anspruch nähmen. In den wechselseitigen Erörterungen über die merkwürdigsten Begebenheiten unseres Lebens fehlt nichts als die Offenheit, um sie für Andere lehrreich und nützlich zu machen.

Ich für meinen Theil muß es gestehen, daß ich auf keinem jener Wege, welche ich gewandert bin, die sichtbar eingreifende Hand der Vorsicht verkenne, und daß alle widrigen Zufälle, an denen jugendliche Uebereilung und inneres Feuer Schuld gewesen waren, mir die wichtigsten Wegweiser für mein künftiges Leben geworden sind. Aus dieser lebhaften Ueberzeugung fließt allein mein unermüdetes Streben, jungen Leuten mit meinen Erfahrungen nützlich zu werden. Und wahrlich, nur aus den dornenvollen Bahnen des Lebens ist der größte Theil meiner Schriften hervorgegangen; denn Erfahrungen, wie ich sie besonders in den Büchern: „der junge Mann in der Welt," und in meinen Fragmenten, „über das menschliche Glück," mitgetheilt habe, tragen wohl das unverkennbare Gepräge, daß sie zwar ein gefühlvolles Herz, aber ein wahrhaft jugendliches Blut im wirklichen Leben an sich selbst gemacht hatte.

Ich will hier für meine jungen Freunde eine,

an sich unbedeutende Begebenheit aus meinem verwickelten Leben zur Unterhaltung und Lehre mittheilen — eine Begebenheit, welche, auf die Richtung meines Charakters und insbesondere meiner literarischen Thätigkeit den entschiedensten Einfluß hatte.

In früher Jugend, mit meinem neunzehnten Jahre, begann ich die schriftstellerische Laufbahn. Ich habe darin nicht ohne Erfolg gearbeitet und glaube, ohne auf Ruf Anspruch zu machen, doch nicht vergebens meine Zwecke verfolgt zu haben.

Diese Laufbahn hat mir ein Uebermaß von Leiden verursacht, sie hat meine schönsten Jahre durch eine Menge kleiner Feinde und Neider verbittert, und mein Herz, das sich so häufig verkannt und niemals gänzlich verstanden sah, unbarmherzig gepreßt und gefoltert. Wenn ich einen Sohn hätte, und wenn dieser ein viel größeres Talent, als es das meine ist, besäße, so würde ich ihn, wenn er zur Autorschaft Vorliebe zeigte, mit tausend Thränen beschwören, dieser dornenvollen Bahn auszuweichen sein lebenlang *). Und doch — so schwach sind wir Menschen! und doch, wenn man mir ein Königreich böte, so würde ich diese Feder nicht lassen, die für manche kleine Freude, die sie mir brachte, hundert Qualen bereitet.

Aber ich komme beinahe ab von meinem Gegenstande. Also in früher Jugend fing ich zu schrift-

*) Und nun, da ich ihrer zwei habe — liebe Söhne, hört Euren Vater!

stellern an. Wer beschreibt mein Entzücken, als eine Zeitschrift meinen ersten erbärmlichen Aufsatz eingerückt und als ich diesen in einem öffentlichen Orte beim Erscheinen des Blattes gedruckt gefunden hatte! Nichts gleicht meiner Ueberraschung, und ein Geiziger, der mit einem einzigen Lose eine Herrschaft gewonnen, kann bei dieser Entdeckung nicht glücklicher sein, als ich es damals gewesen. „Also ein Autor! ein Gelehrter! ein großer Mann!" dachte der lächerlich ehrgeizige, kindische Jüngling. Ich weinte vor Freuden, las dabei diese wunderschönen Zeilen, das Decret meiner Unsterblichkeit, wohl fünfzigmal liebäugelnd wieder.

Den erlangten Ruhm nicht zu verlieren, war mein unablässiges Mühen. Ich schrieb und schrieb, belagerte Redacteure und Druckereien. Gewiß hat noch Niemand so vielen Eifer daran gewendet, sich selbst um seinen Frieden zu bringen. Die Folge war, daß eine Fluth von Aufsätzen in öffentlichen Blättern erschien. Aber gegen meine Natur, hatte ich in allen beinahe die hämische, satyrische Tendenz, Andere lächerlich zu machen, Thorheiten mit pedantischer Strenge zu geißeln, oft sogar Männer von Verdienst anzugreifen, deren literarischen Werth ich wohl niemals erreichen werde. So ward ich ein Kritiker. Ein berühmter Mann, und ein Kritiker obendrein — wer damals in seinen Gedanken größer gewesen wäre!

Es konnte nicht fehlen, daß ich mir auf einem

solchen Wege eine Menge Feinde bereiten mußte, von denen die weniger Edlen nichts sehnlicher, als eine Gelegenheit, meinen Muthwillen zu züchtigen, erwarteten. Diese sollte nicht lange ausbleiben.

Zu meinem vollkommenen Ruhme, so dachte ich, fehlte nach dem Beispiele großer Geister, nur noch Glück auf der Bühne. Eine dramatische Leistung mußte vollenden, was die Tagesblätter ruhmvoll begonnen. Für den feurigen Jüngling eine Kleinigkeit! — In wenigen Stunden war ein Schauspiel mit Musik geschrieben; zu dieser hatte sich ein bekannter Componist herbeigelassen. Der damalige Besitzer des Theaters an der Wien, welcher hier und da im Werke guten Willen entdeckt haben mochte, nahm es für seine Bühne an. Ein Schauspieler fand so vielen Gefallen daran, daß er es zu seiner Benefice-Vorstellung erkor. Bald sah man einen großen Zettel an den Stadtecken kleben, worauf mit großen Lettern gedruckt stand: „Am 24. Februar 1821 wird auf dieser Bühne gegeben: „Pauline, oder Muth und Liebe, großes militärisches Schauspiel von Ebersberg."

Psychologisch merkwürdig bleibt es, daß der Gedanke, dieses Stück könne mißfallen, auch nicht ein einziges Mal in meine Seele gekommen. Ich war, von unzeitigen Schmeichlern überdieß irre geführt, eines glänzenden Erfolges so sicher, daß ich meinen über Alles geliebten Vater, der zwei Tagreisen weit von

der Hauptstadt wohnte, zu diesem militärischen Schauspiel einlud; der denn auch in einem sehr hohen Alter, aus Liebe zu seinem Sohne, bei der ungünstigsten Witterung — ellenhoch lag der Schnee auf den Feldern — der Einladung Folge leistete und der Aufführung beiwohnte.

Noch bis zum heutigen Tag begreife ich nicht, wie man dieses Werk annehmen konnte! Unkenntniß der Bühne sieht man beim ersten Anblick daran, ob sich gleich ein besseres, moralisches Streben nicht gänzlich verkennen läßt. Es war ein gutes Schauspiel für Kinder — ein gänzlich unansprechendes für erwachsene Leute, und besonders für den damals herrschenden Bühnengeschmack. — Endlich kam der ersehnte glückliche Tag, der preiswürdige Tag, der ewig ruhmvolle, unvergeßliche Tag, an welchem die Aufführung Statt finden sollte.

Die Unbescheidenheit, womit schon die Einladung zu derselben verfaßt war, hatte den neidischen Zorn meiner Feinde aufs Höchste gebracht. Schon eine Stunde vor dem Beginnen war das Haus zum Erdrücken voll. Auf einem Sperrsitze saß mein guter alter Vater, der Bühne recht nahe. In seiner Freude über den berühmten Sohn, die man einem so guten Vater nicht übel nehmen kann, hatte er sich seiner Umgebung bereits zu erkennen gegeben. Er liebte mich zu sehr, um nicht alle meine Ansprüche zu hegen, alle meine Hoffnungen zu theilen!

Endlich ertönt die Musik. Der Vorhang wird aufgezogen, der erste Aufzug geht ruhig — ja, mit Zeichen des Beifalls zu Ende. Der Pomp, mit dem das Schauſtück gegeben wurde, das Verdienſt der Muſik und Anderes hatte die Unbefangenen ergötzt, die Gegner verblüfft. Schon nahm mein Vater mit freudethränenden Augen Glückwünſche an; ſchon hatte ich mich in dem hinteren Theile einer Loge höher gehoben; doch meine Freude ward etwas gemäßigt, als Einer meiner anweſenden Gönner, mir, dem Berauſchten, ganz ſtille und kopfſchüttelnd die Worte ſagte: „Noch iſt, mein Freund, das Stück nicht zu Ende!“ — Da begann rauſchend der zweite Act. Ein Courier reitet heran, den Frieden zu verkünden. Sein Pferd wird ſcheu, noch hat er ſeine Kunde nicht vollendet, ſo ſtürzt es mit ihm von der Bühne. Dabei verliert er das Gleichgewicht, läßt Hut und Degen zurück. — Dieſes Mißgeſchick war das Signal für die Gegenpartei. Ein allgemeines Gelächter entſtand. Als ſich endlich im dritten Acte die Unwahrſcheinlichkeiten zuſehends häuften, eine Erkennungsſcene um die andere bei den Haaren herbeigezogen ward, ſchien dieſes ſelbſt dem billigeren Theil der Zuſeher einmal zu rund. Alles vereinigte ſich, das Meiſterwerk auf eine glänzende Weiſe zu Grabe zu tragen.

Der Schmerz meines alten Vaters, meine Wuth und Beſchämung, das ernſte Schweigen meiner Gönner und Freunde, die ſich durch meinen Fall ſelbſt

compromittirt dachten; und vor Allem die immer lauter und lauter werdenden Zungen meiner Gegner — wer beschreibt das Heer von Unannehmlichkeiten, welches über mich hereingestürzt kam!

Eine nicht ungewöhnliche Sache war dieser auf der Bühne erlittene Unfall; merkwürdiger war die Heftigkeit, mit welcher sich die Kritik fast in allen Blättern darüber erhob. Die Zeit, in welcher man den anmaßenden jungen Kritiker nach Herzenslust und gewisser Maßen mit Recht durchhecheln konnte, war denn also gekommen! Man ging hierin bis zur Uebertreibung. Eines dieser Blätter, das sich in der Folge für mich stets ermunternd erklärte, lieferte ein ganzes Bulletin dem Spotte und der Lachlust zum Preise. So ungefähr lautete es:

„Unser kleiner Feldherr ist geschlagen worden. Sein erstes militärisches Manöver: Muth und Liebe, auf dem großen Schlachtfeld an der Wien gegeben, ist sehr übel gerathen. Schade um die schöne Feldmusik von Drechsler, und die nette Haltung der Truppen (Theatergesellschaft). Durch die Planlosigkeit, Ohnmacht und die blinde Eigenliebe des Feldherrn scheiterte Alles. Es wurde gegen den kleinen Napoleon eine förmliche Schlacht gewonnen. Aber die Kritik kann deswegen keinen Courier einreiten lassen; dann die Ueberzahl derjenigen, welche den Ebersberg'schen „Muth und seine Liebe" bekämpften, war zu groß; der Feind konnte in der lustigsten Stimmung siegen; selbst die Thränen, die über das

Rührspiel gleich Bächen hätten austreten und wahrscheinlich die Recensenten ersäufen sollen — vertrockneten und machten einem lauten Muthwillen des Gelächters Platz. Geblieben sind: die Zeit, die Nachsicht und die Langmuth; vermißt wurden: bei dem Feldherrn theatralische Kenntnisse, Tact, Oekonomie des Effectes, Plan und Ausführung; bei Zeiten in die Flucht geschlagen wurden: Eigendünkel und Anmaßung. Sonach war der Sieg vollständig bis auf eine Kleinigkeit, daß die Sieger (das Publicum) die Kriegskosten bezahlen mußten."

Jetzt, mit ruhigem Blute, belächle ich freilich diesen boshaften Einfall des Verfassers, der es nicht einmal übel gemeint hatte; aber wie ganz anders denkt der Mensch, von Leidenschaften und Vorurtheilen geblendet! Ich war darniedergeschmettert, wie verrückt. Ein ganzes Jahr lang berührte ich keine Feder zu einer literarischen Arbeit, verschwor mich, nie mehr eine Leistung zur Darstellung auf die undankbare Bühne zu liefern; und, was das Wunderbarste ist, ich habe diesen Vorsatz gehalten.

So war ich anfänglich zum Nachdenken untauglich; jedoch nach und nach siegte ein besserer Geist. Ich warf einen ernsten Blick auf mein bisheriges Streben, ich zog meine Schriften nicht allein, sondern auch meinen Willen und mein Herz zu Gericht. Bald bemerkte ich, daß ich wenig Ursache habe, mit mir selbst zufrieden zu sein. „Was hast du mit deinen eilfertigen Aufsätzen genützt?" Diese Frage brachte

mich schon vor Allem in nicht geringe Verwirrung. „Ist es nicht ein unedles Vergnügen, sich ein Richteramt über Andere anzumaßen; ein Gewerbe daraus zu machen, seinem Nächsten trübe Stunden in's Leben zu bringen? Der Spötter und Tadler gewinnt selten mehr, als den Haß Derjenigen, die er verspottet und tadelt, und die Verachtung Jener, die er damit zu ergötzen sucht.“ Solche Gedanken wurden bald klar in meiner Seele, so manche verlorne Stunde fing mich zu reuen an; und so entstand der unerschütterlich feste Vorsatz in mir, besser zu werden; mit meinen Schriften, weil ich schon einmal diese Bahn betreten, Nutzen zu stiften und jede unruhige Sucht nach eitlem Ruhme, der weder mir, noch meiner Leistung gebührt, standhaft von mir zu weisen.

Den ersten Schritt machte ich damit, daß ich Allen im Herzen vergab, die eine so unwürdige Rache an mir genommen. Mein Vorsatz aber war nicht nur die Blüthe eines raschen Augenblickes, er wurde zur Frucht für das Leben. Mit welchen ganz andern Blicken sah ich von nun an auf dieses hin — in welch' anderem Lichte erschienen mir die Menschen mit allen ihren Fehlern und Thorheiten! Ich gewann sie immer mehr lieb; die Beobachtung ihrer Empfindungen und Thaten ward mir Bedürfniß, das Glück des Nächsten wurde mir bald so theuer, wie meines.

Klein und gering war die Veranlassung, welche meine literarische Thätigkeit zur Bildung der Jugend hingezogen, mein Herz in vieler Hinsicht duldsamer, besser gemacht hatte. Und ob ich auch jetzt noch Mängel in Menge besitze, die von einem raschen und feurigen Geiste nimmer zu trennen sind, so war ich doch einst auf einem viel übleren Wege, und nie werde ich dieses Vorfalles anders, als mit Interesse und Rührung gedenken. Es sind darüber Jahre vergangen, Alle haben seiner vergessen, aber sein Eindruck auf mich ist unauslöschlich in meiner Seele geblieben!

Zur Befriedigung der Neugier meiner jüngern Freunde setze ich noch bei, daß ich das hier berührte, mir so merkwürdige Schauspiel unter dem veränderten Titel: „Das Opfer der kindlichen Liebe," wörtlich seinem Inhalte nach, im V. Bändchen des ersten Jahrganges der Feierstunden (Wien, 1826 bei L. Grund) habe abdrucken lassen. Gäbe der Himmel Allen, die deren bedürfen, ähnlich wirkende Lehren mit auf ihre Bahnen, die, wenn sie auch anfänglich bitter schmerzen, doch nicht schädlich in die Räder des Lebens greifen und segensvolle Früchte in der Zukunft tragen.

3.) So bin ich reich geworden.

Der hat, was er bedarf, und nicht begehrt,
Was sein Besitz ihm nicht erlaubt;
Nichts wagt, was sein Gewissen wehrt;
Der sorgenfrei sein heit'res Haupt
Auf weiche Kissen legt, im Frieden ruht;
Nach seinen Kräften Gutes thut —
Den nenn' ich reich. Wer tausend Güter zählt,
Wer mit unnützer Sorge trinkt und ißt,
Nichts kennt und denkt, als eitel Geld,
Wer um ihn lebt, nur nicht sich selbst vergißt —
Den Mann voll Schrecken, Leid und Harm,
Was auch die Thoren sagen, nenn' ich arm.

*

Meine Aeltern waren eher arm, als reich zu nennen. Sauer genug wurde es meinem guten Vater, mich die Gymnasialschulen durch seine Aufopferungen fortstudiren zu lassen. Es wäre Undank und wirkliche Hartherzigkeit gewesen, wenn ich, in die akademischen Anstalten übertretend, nicht Alles gethan haben würde, mich durch eigenen Fleiß zu erhalten.

So spärlich es mir auch in dieser Zeit mit meinem Erwerbe ging, so war sie doch die glücklichste meines Lebens. In einer armseligen Kammer, zu ebener Erde, mit noch einem Musensohne in dem entferntesten Puncte der Donauvorstadt wohnend, hatte ich täglich eine wiederholte Reise nach den Hallen der hohen Schule anzutreten; und dazu waren die brotschaffenden Lehrstunden noch in einer auf der entgegengesetzten Seite liegenden Vorstadtsecke, nahe an den Linien der Stadt, zu ertheilen. Aber es gab keinen Augenblick, in dem ich mißvergnügt über mein

Schicksal geklagt haben würde. Ich that meine Pflicht mit aller der Freude, die einem jugendlichen Gemüthe, das mit sich einig, in der Gegenwart glücklich und um die Zukunft nicht allzubekümmert ist, eigen sein kann. Ja, es war wirklich eine überglückliche Zeit! Machen uns denn die Aeußerlichkeiten des Lebens glücklich? bringt Geld und Ueberfluß ein frohes Herz und zufriedenen Sinn im Geleite mit sich? Dich, rosige Jugend, fördern keine Goldgruben an den Tag — und dich, edle Genügsamkeit und sorglose Unschuld — wo sind jene Schätze, die Euch das Gegengewicht auf der Glückseligkeitswage zu halten vermöchten?

Nicht allzulange dauerte meine höchst mittellose Lage. Die Folgen meiner Thätigkeit und die freundlichen Launen Fortunens vereinigten sich, mich zusehends in günstigere Umstände zu versetzen. Noch als Student gewann ich ein ziemlich bedeutendes Auskommen, und wie ich dann in die Welt hinaustrat, war mir das Glück fortan so freundlich gewogen, daß es mir sogar klingende Gaben seiner Gunst auf einer Bahn gestreut hatte, in der man wohl sonst viele schöne Worte, goldene Verheißungen und, wenn es hoch kommt, einen Schatten von Ehre zu erringen gewohnt ist. Ich begriff kaum, wie es so kam; aber zu meinem Erstaunen erkannte ich bald, daß ich Herr einiger Tausend Gulden geworden.

Ich hatte mir in früherer Zeit wenig aus dem Gelde gemacht; aber je mehr ich erwarb, desto lebhafter fühlte ich nun die drückende Last der nackten

Armuth und die fern lächelnden Reize des üppigen Reichthums. Jetzt sah ich nicht mehr auf Jene zurück, die, weit ärmer als ich, mit tausend dringenden Bedürfnißen rangen, sondern wandte meine Augen nur immer auf die beneideten Reichen hin. Und wenn ich so in die Banquiersstuben trat, strotzende Cassen betrachtete — da wurde es mir gar weh um die Brust! Ich fühlte lebhaft, wie arm ich noch sei, und die Furcht vor der Zukunft, als blickte der Hunger schon zum Fenster herein, rieselte im kalten Schauer mir über den Rücken herab.

Von diesem Augenblicke an erfüllte nur Ein unersättlicher Wunsch meine Seele — der Wunsch, reich zu werden an äußeren Gütern des Lebens. So ward ich in meinem drei und zwanzigsten Lebensjahre ein kleiner geldsüchtiger Krämer, der mit Allem, was ihm unterkam, gierig nach Gewinn, Kleinhandel trieb. Edelsteine, Geldsorten, kleine Summen in Staatspapieren — dieses und Anderes lag in meinem Schranke zum steten Wechsel bereit. Mit lächerlicher Ungeduld nahm ich am frühesten Morgen die Blätter des Tages zur Hand, um aus dem politischen Stande der Welt für den Wachsthum meines kleinen Schatzes zu schließen. Ach, mit welcher Unruh' war ich erfüllt! Fort waren die ruhigen Nächte der heiteren Jugend, fort war der reine freundliche Blick in die Welt, und jenes Herz, das sonst der Freude und dem Leid des Nächsten so gern theilnehmend schlug — es schien sich im schmerzhaften Krampfe vor mir selbst verschlossen zu haben.

Ich war sonst der Kunst und jeglichem Zweige der Wissenschaften ergeben gewesen. Ja, ich hatte schon damals das, für einen jugendlichen Geist so ganz eigene süße Vergnügen, als nicht ungern gelesener Schriftsteller öffentlich aufzutreten, verkostet — aber jede Gattung eines edleren Vergnügens war von jener verderblichen Sucht nach Vermehrung meiner Habe weithin verscheucht worden. Die unruhige und kurze Freude beim Gewinne, der nagende und lange Kummer beim Verluste hatten mein Inneres im entnervenden Kampfe immerfort peinvoll beschäftigt erhalten. Auch in meinem Aeußern war eine sichtbare Veränderung vorgegangen. Meine Züge hatten eine ganz eigene Richtung genommen; mein Gang, sonst so sicher und fest, war schleichend, meine Stimme heiser und quickend geworden, und mein Blick hatte jene Ruhe verloren, welche für unsere Umgebung so unwiderlegbar den Frieden der Seele beurkunder.

In dieser Zeit hatte ich beinahe gar nichts geschrieben. Die Ziffern waren mir viel lieber geworden, als alle Buchstaben der alten und neuen Sprachen. Auch die Lectüre und jede Berufspflicht schien mich unwillkürlich anzuekeln. Und so hatte diese moralische Krankheit beinahe ein Jahr gedauert, als mir der gütige Himmel ein Ereigniß zusandte, welches die Richtung meines Charakters kräftig bestimmen mußte. Dieses wohlthätige Ereigniß bestand in dem Unglücke, daß ich durch eine thörichte Speculation, vermöge welcher ich aus Gewinnsucht eine ziemlich beträchtliche Summe den Händen eines betrüger-

schen Menschen anvertraut hatte, gerade die Hälfte meines kleinen geliebten Schatzes verlor. — Wer beschreibt mein Erstarren, meine Verzweiflung!

Nachdem ich mich etwas gefaßt hatte, so erfüllte zuerst der Gedanke, diesen schmerzlichen Verlust durch ein neues Wagniß schnell zu ersetzen, meine Seele. Ich wollte ein Unternehmen versuchen, wozu ich fremden Rathes bedurfte. Der Mann, von dem ich ihn zu holen wünschte, stand einst im großen Ansehen, hatte dazumal noch mit hundert Tausenden Geschäfte gemacht und das glänzendste Haus geführt. Er war aber auch Einer der besseren Menschen und hatte mir noch in früheren Zeiten Zuneigung und Achtung bewiesen.

Ich hätte es oft merken können, daß er mich seit einiger Zeit mit unruhigen, ja wehmüthigen Blicken verfolgte; aber die unselige Blindheit, von der ich befallen war, hatte mich jeder Beurtheilung des Lebens und der Empfindungen unfähig gemacht. Ganz erhitzt von meinen Plänen trete ich in sein Gemach — die Gattin desselben, welche sich, die Augen voll Thränen, bei meinem Eintritt entfernte, und sein zerstörtes Wesen kaum noch gewahrend. Mit raschen Worten theile ich ihm mein Unglück, meinen Kummer, meine Pläne mit. Er hört mich schweigend an, wirft einen ernsten, wehmüthigen Blick auf mich. Ich hatte geendet. Noch immer lag sein forschendes Auge auf mir. Er schien, als wolle er in den Tiefen meiner Seele lesen. Eine lange Pause entstand. War es doch, als läg' er mit sich selbst im heftigen Kampfe. Endlich erhob er sich rasch, wen-

dete sich schnell zu mir und sprach im heftigen aber herzlichen Tone voll Empfindung und tief ergreifender Wahrheit:

„Armer junger Mann! Sie sind in großer Gefahr und ahnen es nicht. Sie stehen auf dem Puncte, unterzugehen für Ihr ganzes Leben und in ein Meer von Leiden zu gerathen, das der Habsucht und dem Geize mit glotzenden Augen und einem schlangenbedeckten Haupte immerdar entgegenstarrt. Wie sehr beklage ich Sie, denn Sie haben einst meinen Kindern viel Gutes erzeigt! Und was Ihre Rettung um so schwieriger macht, — Sie kennen die Tiefe des Abgrundes nicht, dem Sie unaufhaltsam entgegen eilen. — Schade um Ihr Herz, schade um Ihre Talente! Sie sind nahe daran, jenes mit Füßen zu treten und diese verächtlich in den Schlamm einer grundlosen Geldgier zu werfen. Sie haben, wie Sie sagten, schon die eine Hälfte Ihres Vermögens verloren; gedenken Sie der Worte eines warnenden Freundes — Sie werden auch die andere, im blinden Eifer, sie zu mehren, verlieren! Wer wird dann elender sein, als Sie; denn während Sie nach kleinlichen Gütern, denen nur eine kluge Verwendung Werth und Reiz geben kann, mit ängstlicher Sorgfalt gestrebt: haben Sie den größten Schätzen der Erde, die in uns selbst liegen, die uns kein Ungefähr, keine Leidenschaft, keine Macht der Außenwelt

raubt, in schrecklicher Blindheit entsagt! O Sie werden dieser Worte gedenken, und möchte dieses nie mit fruchtloser Reue geschehen! Gehen Sie, junger Mann, entsagen Sie Ihrem Berufe, treten Sie Ihre Geistesanlagen im Kothe der Winkelkrämerei, haschen Sie fort nach einem äußeren Glücke, das Ihnen Ihr ganzes Lebensglück raubt — ich habe an Ihnen gethan, was die Pflicht eines ehrlichen Mannes gebot! Aber nun gehe auch ich in meine Geschäftsstube. Mögen Sie es der Erste wissen, Ich gehe dahin, meinen Banquerott zu erklären. Vom Fluche beladen, in der öffentlichen Meinung geächtet — als der unglücklichste Gatte, als der beweinenswerthe Vater sechs unversorgter Kinder kehr' ich zurück!"

Ich gab einen unartikulirten Schrei der Ueberraschung, des Entsetzens, des Mitleidens von mir. Ihn hatte seine Festigkeit verlassen; seine Augen trübten sich zusehends, und es war, als sollte ein Strom von Thränen aus denselben hervorquellen. Er drückte mir heftig die Hand. „Ja, ich bin ruinirt!" fuhr er, weniger gereizt, im milderen Tone fort. „Die Zeitereignisse, meine Unbesonnenheit und, warum soll ich es Ihnen verbergen, meine Habgier haben mich zum Falle gebracht. Nichts bleibt mir übrig, als Kummer und Reue; ich habe keine Hilfsmittel in mir selbst, keine Aussicht und keinen Trost. Junger Mann, denken Sie auf diese Stunde und, wenn Sie noch können, so retten Sie sich!" Leise, aber schnell und mit unaussprechlicher Wehmuth

hatte er die letzten Worte gesprochen. Er verließ mich in Eile. In dem anstoßenden Gemache vernahm ich das laute Schluchzen seines unglücklichen Weibes. Ich stand, wie vom Blitze getroffen.

Als ich nach Hause zurückgekehrt und wieder zu mir selbst gekommen war — welch' eine Veränderung meines ganzen Wesens bemerkte ich! Nichts ist mehr wahr, als daß einzelne wichtige Fälle im Leben die ganze künftige Handlungsweise des Menschen bestimmen. Gleichwie ein Stich des kunstsinnigen Arztes den Starrblinden aus der lebenslänglichen Dunkelheit in das wonnereiche Licht des Tages hineinzaubert, so hatte auch mich diese schmerzhafte Erfahrung aus meiner moralischen Blindheit gerissen und aus einem entnervenden Traume gerüttelt, der meine Ruhe zu verschlingen gedroht. Ein neues Licht war in meiner Seele aufgegangen, in welcher ganz andere Schätze zum rüstigen Wettkampfe hell schimmernd sich anregten. Ich sah Menschenliebe, Wissenschaft und jegliche Art der Tugend im himmlischen Glanze strahlen und es war mir, als ob jede mir zuriefe: „Laß' ab,' und ringe nach uns, Verirrter! mit unserem Besitz erwirbst du dir andere Schätze, die nicht nur auf der Erde beglücken, sondern einen ewigen Werth haben, den kein Zufall, keine Laune des Mißgeschickes raubt."

Ich begriff nun auf einmal nicht, wie ich solch' eine Wahrheit so lange verkennen konnte. Mit kalter Gleichgiltigkeit sah ich auf meinen bisherigen Götzen herab. Doch dieß waren keine Vorsätze des schnell

enteilenden Augenblickes; ich blieb ihnen treu und werde es bleiben. Stets werde ich dem Reichthume jene Vorzüge einräumen, die ihm gebühren; um seinetwillen aber nie jene edleren Schätze des Lebens verachten, die dem Menschen allein wahre Achtung und bleibenden Werth ertheilen. Auf diesem Wege bin ich, als Arzt meiner Seele, so weitgekommen, daß ich, genügsam und zufrieden mit dem Wenigen, was ich, habe und erwerbe, vergnügter und mehr heiter bin, als es je ein Crösus gewesen. Und wenn es in Gottes Rathschlusse läge, die dem Laufe der Dinge vorgezeichnete Bahn zum Gunsten eines Einzelnen abzuändern, so würde ich nicht bitten: „Herr, gib mir Geld und irdisches Prunkzeug!" sondern ich würde nur beten, wie ich es täglich aus der Tiefe des Herzens thue: „Ist es dein Wille, so lass' mich auf der Stufe des häuslichen Glückes stille stehen, auf der ich jetzt stehe; Schenke mir immer die Kraft und den ganz eigenen Frohsinn meines jetzigen Alters, in allem Guten aber lass' mich gedeihen, auf daß mein Gewissen seine Ruhe, mein Sinn seine Genügsamkeit und mein Herz seine Liebe behalte."

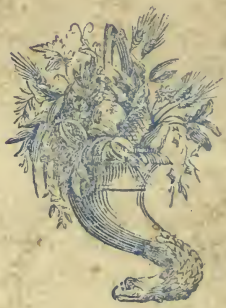
Dieß war der Erfolg meiner Speculationen. Es strebe Jeder nach dem, was er zur Ruhe seines Lebens und zur Befriedigung seiner Bedürfnisse braucht — er strebe menschlich, thätig ehrlich darnach; der redliche Erwerb bringet dann Segen, erzeugt eine weise Verwendung, gibt wahres Glück für das Le-

ben. Jedem aber, der das Geld gieriger sucht, als billig, und höher schätzt, als er soll — dem wünsche ich Einsicht und einen Freund, welcher ihn zur rechten Zeit Wahrheit lehre. Nach jener Zeit meines Kampfes schrieb ich das Buch: „Der Mensch und das Geld.“ Die Lebhaftigkeit, mit der ich mich diesen Betrachtungen hingab, läßt sich nicht verkennen, und der Antheil, den diese Schrift gefunden, rechtfertigt zum Mindesten die Wahrheit meiner Behauptungen.

Und so, liebe Freunde, laſſ't Euch durch diese Skizze nicht nur zerstreuen, sondern auch zum eigenen Nachdenken wecken. Ferne bleib' Euch Geldgier und Habsucht, so lange Ihr lebet. — Ihr werdet dann dem echten häuslichen Glücke, dem reinen Genusse des Lebens viel näher sein.

Inhalt.

Seite

Vor allem sei gehorsam, jeder Pflicht getreu . . . 3
Solch' eine Scene vergißt man nicht 16
Sieg der Herzensgüte 23
So straft sich Schwäche und Thorheit selbst 33
Meine Lebensschicksale 43
Skizzen zu meiner Lebensgeschichte:
1.) Der Vater Meinrad und der arme Student . 68
2.) Es diente ihm zur guten Lehre 76
3.) So bin ich reich geworden 85

I/VIII A3 Hsg